Jakob Burckhardt, Deutschland und Schweiz

Carl Neumann

Library
of the
University of Wisconsin

B R Ü C K E N / I

Jakob Burckhardt, Deutschland und die Schweiz

Von

Carl Neumann
ord. Professor an der Universität Heidelberg

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1919

Gesetzliche Schutzformel
gegen Nachdruck und Übersetzung in den Vereinigten Staaten:
Copyright 1919 by Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechtes, vorbehalten

260164
NOV 18 1922
EB87
N39

Vorwort

Die vorliegende Schrift bringt den durchgesehenen, mit einigen Zusatzen vermehrten Neudruck zweier Aufsätze, die in der Deutschen Rundschau von 1907 und 1918 zuerst erschienen sind (Jahrgang 34 und 44).

Die Ausgabe von Burckhardts Schillerrede von 1859 betreffend, verweise ich auf meine Fußnote zu S. 76

Im Bildungsgang Burckhardts hat die Auseinandersetzung mit der Kultur der drei Nachbarn der Schweiz, mit der deutschen, französischen und italienischen, einen um so wichtigeren Platz, als sein Vaterland auf der Zusammenschichtung eben jener drei Elemente aufgebaut ist.

Burckhardts Jugendbegeisterung für Deutschland ließ merklich nach, seit die Beschaftigung mit der italienischen Renaissance ihm Gluck und Trost ward. Doch war die Ursache jenes Wechsels in seinem Empfinden keine besondere personliche Verstimmung. Vielmehr war die gesamte Europaische Lage seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für ihn dauernd der Gegenstand großer Angst und Sorge. Demokratie und Imperialismus, kulturwidrige Massenanhäufung in den zunehmenden

Großstädten, Kapitalismus und Staatsschuldenanwachsen schienen ihm fast Anzeichen des jüngsten Tages „Der allgemeine Weltlauf, schrieb er 1888, scheint mir mißfälliger zu werden von Jahr zu Jahr, und dies unabhängig von meiner eigenen Alterung". Er hat eine kommende Sündflut prophezeit.

Den Druck der dunklen Wolken, die von allen Seiten heranstiegen, hat Burckhardt deutlich verspurt. So wurde er auch den Ausbruch des Weltungewitters als die langst befürchtete elementare Katastrophe empfunden haben, die, ohne menschlich nachrechenbare moralische Schuld- und Sündenzuteilung an die Einzelnen, als ein furchtbares Schicksal über die Welt gekommen ist

Heidelberg, Dezember 1918

C. N

Inhalt

Seite

I. Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis

1. Einleitendes 1
2. Das Buch: Weltgeschichtliche Betrachtungen . . . 9
3. Burckhardt und die demokratische Gleichheitsidee nebst einem Exkurs über das Verhältnis Burckhardts zu Nietzsche 17
4. Burckhardt und die Machtpolitik 29
5. Burckhardt der Moralist. 34

II. Die Jugend Burckhardts und die Entstehung seines Renaissancebegriffs

1. Die Entdeckung der Renaissance 49
2. Burckhardts romantische Zeit 65
3. Burckhardts Gedächtnisrede auf Schiller 1859 . . 74

I. Jakob Burckhardts politisches Vermächtnis

1. Einleitendes

Goethe sagte am 25. Februar 1824 im Gespräch zu Eckermann: „Ich habe den großen Vorteil, daß ich zu einer Zeit geboren wurde, wo die größten Weltbegebenheiten an die Tagesordnung kamen und sich durch mein langes Leben fortsetzten, so daß ich vom Siebenjährigen Krieg, sodann von der Trennung Amerikas von England, ferner von der Französischen Revolution und endlich von der ganzen Napoleonischen Zeit bis zum Untergange des Helden und den folgenden Ereignissen lebendiger Zeuge war. Hierdurch bin ich zu ganz andern Resultaten und Einsichten gekommen, als allen denen möglich sein wird, die jetzt geboren werden, und die sich jene großen Begebenheiten durch Bücher aneignen müssen, die sie nicht verstehen."

Die Resultate und Einsichten seiner politischen Weisheit hat uns Goethe nicht in zusammenhängender Darstellung mitgeteilt.

Groß war die Überraschung, als uns ein ähnliches Werk geschenkt wurde, in Goetheschem Geist empfunden und gedacht, historisch-politische Betrachtungen von Jakob Burckhardt, dem großen Historiker und Kunsthistoriker [1]). Burckhardt ist 1818 geboren. Er stand

[1]) Jakob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Jakob Oeri. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1905. Seitdem in dritter Auflage.

zu Goethe, wie die deutsche Jugend vor dem Weltkrieg zu Bismarck stand. In einem seiner Studentenbriefe der Berliner Zeit liest man: „Morgen sind es zehn Jahre, seit Goethe gestorben ist, da geh ich zu Bettina" (21. März 1842), und diese Goethe-Atmosphäre blieb seine Lebensluft, da er sich später immer mehr in Kunstbetrachtung und das historische Studium großer Kunstepochen einzuspinnen schien, so auch der Welt als Verfasser des „Cicerone" und der „Kultur der Renaissance" bekannt geworden ist. Diese, wie es schien, festgelegte Physiognomie des Denkers und Schriftstellers ist in ungeahnter Weise bereichert worden, seit die Veröffentlichungen aus dem Nachlaß uns die Resultate seiner die ganze Welt- und Zeitgeschichte umspannenden Beobachtungen mitgeteilt haben. Nun sehen wir nicht nur, wie tief die Wurzeln seines Wissens gegriffen haben, sondern auch, welche Nahrung ihm aus Anschauung und Miterleben der Gegenwart gekommen ist, da er denn als Jüngling in den hoffnungsreich-enthusiastischen vierziger Jahren gestanden, die 48er Revolution erlebt, das zweite Kaiserreich, Syllabus und Vatikanum, die Erfüllung der deutschen und italienischen Staatseinheit gesehen hat. Auf diesem Punkt, da er eben sein fünfzigstes Lebensjahr erreichte, kam ihm der Wunsch, sich über seine welt- und zeitgeschichtlichen Erfahrungen Rechenschaft zu geben, und so ist eine Niederschrift entstanden, die den Kern des aus dem Nachlaß veröffentlichten Buches bildet. Zweimal hat er sein Manuskript zu Vorlesungen an der Baseler Universität benutzt, 1868 und wieder 1870/71 im Schlachtendonner des deutsch-französischen Krieges, und besonders diese Wiederholung war es, die der Vorlesung einen über das Maß eines Universitätserfolges hinausgehenden Ruf verschafft und die Neugier nach Inhalt und Fassung des Vorgetragenen wach erhalten hat. Denn dem berühmten Dozenten saß damals eine werdende Berühmtheit in der Person eines zuhörenden Kollegen gegenüber, der denn auch nicht verfehlt hat, über den Eindruck des Gehörten zu sprechen. Dieser Hörer war Friedrich Nietzsche, seit 1869 Professor der alten Philologie in Basel, ein Bewunderer des 26 Jahre älteren Burckhardt, und sein

Urteil uber das Kolleg lautete so: „Ich glaube der einzige seiner sechzig Zuhorer zu sein, der die tiefen Gedankengange mit ihren seltsamen Brechungen und Umbiegungen, wo die Sache an das Bedenkliche streift, begreift." Es war, wie er weiter schreibt, die erste Vorlesung, an der er Vergnügen hatte. Seit diese Briefstelle gedruckt ist, will es mit den Vermutungen nicht stille werden, wie es mit dem geistigen Zusammenhang Nietzsches und Burckhardts stehe, und ob nicht gar Burckhardt für einige der späteren Lieblingsgedanken Nietzsches verantwortlich zu denken sei, und dies ist, man könnte fast sagen: die pikante Zutat, die dem selbstverstandlichen Interesse an Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" den Augenblicksreiz einer „Aktualitat" hinzufügt.

Wenn man dieses Buch gelesen hat, bleibt zunächst das Gefühl, daß es niemanden geben konne, der es nicht zu seinem größten Nutzen lesen würde, Politiker und Professoren, Soldaten und Philosophen und jede Art Menschenkenner, Kaufleute und Geistliche. Freilich muß man es wiederholt lesen (es sind auch bloß 275 Seiten). Denn beim erstenmal bemerkt man wohl die vielen „schönen Stellen" und Einzelheiten, aber nicht sogleich die Grundgedanken, die alles zusammenhalten[1]) Das Buch hat nicht den Charakter gedruckter Vorlesungen, nicht das Wortreiche, Zerfließende dieser Art, wo der Redner sich im Vorwartsgehen zu formulieren sucht, aber auch Skizze, Entwurf ist es nicht. Denn die Fülle und Scharfe der Analyse ist oft sehr weit gebracht. Das ganze ist knapp und ohne überflüssige Worte. Die Erkenntnisse lagen klar fertig im Kopf und brauchten nur aufgezeichnet zu werden. Es ist der Meister der Kultur der Renaissance, der zehn Jahre spater die Resultate seines geschichtlichen Nachdenkens, seine „Philosophie", zu Papier bringt. Was dem Buch an manchen Orten fehlt, ist die verbindende Linie, der Übergang, die Übersicht, die nochmalige Formung und

[1]) „Ich habe es dreimal gelesen", sagte ich bei einem Besuch in Göttingen zu Professor Julius Wellhausen. — „O", gab er zur Antwort, „ich habe es fünfmal gelesen".

Stimmung des Ganzen, Dinge, die sich ein aufmerksamer Leser leicht selbst ergänzen kann. Für diese mangelnde Ausfeilung entschädigt, was nun ein Hauptreiz des Buches in dieser halb improvisierten Gestalt geworden ist, daß die kostbaren drastischen Ausdrücke, Wendungen und Bilder, die in ihrer lebhaften Sinnlichkeit so stark an Gottfried Keller erinnern, von der ersten Eingebung her stehen geblieben sind und nicht literarischen Absichten und Rücksichten haben weichen müssen.

Was ist nun aber der eigentümliche Charakter und die Methode des Buches? Hiervon soll zuerst, von seinem Inhalt aber erst später gesprochen werden.

Jeden Versuch einer Philosophie der Geschichte, ja selbst die sogenannte Weltgeschichte, hat Burckhardt skeptisch betrachtet. Geschichtsphilosophie nennt er einen Zentauren, eine unmögliche Zusammensetzung, eine contradictio in adjecto, wobei er im einzelnen, mit Hinblick auf Herder, gar nicht verkennt, daß sie ihre Dienste geleistet und „einzelne mächtige Ausblicke durch den Urwald" gehauen habe. Aber ihr Grundübel sieht er darin, daß sie dem geschichtlichen Stoff ein Programm oder einen Plan unterschiebe, dessen stufengemäße Durchführung und Erfüllung im zeitlichen Ablauf nachzuweisen Hauptaufgabe werde. Durch diese vorgefaßte Meinung trübe sich dann jede Unbefangenheit der Beobachtung, und das Tatsächliche, auf dessen nüchterne Feststellung alles ankomme, werde der Konstruktion eingebildeter Entwicklungen geopfert. Dasselbe gilt für die religiöse Geschichtsbetrachtung. Niemand wird einem Werke wie Augustins „de civitate Dei" das Daseinsrecht bestreiten. Als religiöse Geschichtsbetrachtung steht sie an der Spitze aller Theodizeen. „Uns geht sie hier nichts an."

Diese schroffe Stellungnahme des Geschichtsempirikers gehört zu den frühest ausgebildeten Zügen von Burckhardts Natur. Aus den Berliner Briefen seiner Studentenjahre weiß man, mit welchem Grauen er aus Schellings Vorlesung gegangen war. Der Versuch Hegels war an ihm völlig abgeglitten. Dann hat er das 1856 erschienene kleine Büchlein des Münchener Philologen Ernst von

Lasaulx, „neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Tatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", offenbar durch den Titelzusatz „auf die Wahrheit der Tatsachen gegründet" verführt, aufmerksam gelesen, und auf diese Schrift hat er sich in mehrfachen Zitaten berufen. Liest man heut dieses Buchlein, so ist wohl das Stannen über Burckhardts Dankbarkeit die erste Empfindung. Man versteht die Sympathie für gewisse Grundstimmungen, den starken Idealismus, die pessimistische Auffassung der Gegenwart, die Lasaulx wohl als Zeit des Antichrist hezeichnet hat[1]), den Sinn für historische Große, die Freiheit des katholischen Verfassers von konfessioneller Befangenheit (das kleine Buch ist sogar auf den Index gesetzt worden), und überhaupt ist es eine in ihrer Art ergreifende, auf tiefe Überzeugungen gegrundete Arbeit. Aber die ganze Form und Einhüllung des Buches in philosophische, religiose, biologische Spekulation ließ Burckhardt unberuhrt, der eben nicht Philosophie, sondern „Wahrheit der Tatsachen" suchte, und so hleibt nur festzustellen, daß die übrigens sehr geist- und kenntnisreiche Schrift von Lasaulx ihm eine Reihungsfläche dargeboten hat, an der sich die eigenen Gedanken entzündeten. Wie gegen die geschichtsphilosophischen Versuche, so hegte er Mißtrauen gegen die „Weltgeschichte". Wie profan und wissenschaftlich sie sich gebe, sie arbeite im Bann von Zweckvorstellungen, ob sie diese nun als leitende Ideen oder Machtverschiebungen oder nationale Tendenzen enthalte. Legt man Burckhardts Betrachtungen neben Rankes „Weltgeschichte" oder des Grafen York „Weltgeschichte in Umrissen, Federzeichnungen eines Deutschen" oder neben entwicklungsgeschichtliche Darstellungen, so springt schon am Inhaltsverzeichnis in die Augen, zu welch radikalem Mittel Burckhardt gegriffen hat, um jede Teleologie sowohl wie die Vorstellung kausalkollektiver Kontinuität hinauszuwerfen. Was ihn von den andern von allem Anfang unterscheidet, ist, daß er den chronologischen

[1]) In der 1904 erschienenen Lasaulx-Biographie von Remigius Stölzle, S 267. Der Artikel der „Allgemeinen Deutschen Biographie" über Lasaulx ist ganz ungenügend.

Aufbau der Darstellung als das Hauptmittel der Verführung, irgendeine Entwicklung aufzuspüren, verworfen hat. Es gab kein heftigeres Mittel, sich gegen übereinkommliche Urteile, gegen jede fable convenue zu sichern. Wenn er später einmal im Scherz Nietzsche vorschlug, Geschichte zu dozieren: „wie hübsch käme vieles im Gegensatz zum jetzigen consensus populorum auf den Kopf zu stehen", so lag wohl ein Anreiz dazu in seiner eigenen Natur. Seine Bücher haben vom Konstantin an bis zum letzten neue Werte geprägt. Es gab immer schon Menschen, die Burckhardts Eigenstes in dieser Ursprünglichkeit, Freiheit und Unbefangenheit des Urteils herausfühlten. In einem Brief Erwin Rohdes an Nietzsche vom Dezember 1870 — zwei Jahre, ehe Burckhardt den Ruf zur Nachfolge Rankes nach Berlin erhielt — liest man folgende, durch Nietzsches Teilnahme an Burckhardts Vorlesung hervorgerufene Äußerung: „Es gibt eine Art, die Dinge historisch zu sehen; damit meine ich nicht jene triviale Professorenart, das geheimnisvolle Tun des Weltwillens in aufdringlich flacher Art, mit Approbierung hoher Behörden, auslegen zu wollen, als wäre die Menschengeschichte ein Kursus von Sexta bis Prima. Gerade die Kunst, keinen Grundgedanken hineinzudozieren, aber in Anschauungen denkend das Wesen und Tun vergangener Zeit so zu erkennen, wie nicht das aufgeklärte neunzehnte Jahrhundert sie erkennt, sondern wie sie damals lebten und sich bewegten, das ist die hohe Kunst des Historikers ... Wenn es einen ganz spezifisch historischen Geist gibt, so ist es Burckhardt" (Nietzsche-Briefe, Bd. II, S. 213 und Otto Crusius, Erwin Rohde, S. 71.)

Hören wir hier sein rein anschauendes, künstlerisches Verhalten zur Vergangenheit als seine Sonderart rühmen, so klingt auch ein zweites mit, was in der Tat den tiefsten psychologischen Grund zu der Abneigung enthüllt, die Burckhardt gegen die übliche Teleologie oder Entwicklungsdoktrin empfand. Die Entfremdung zwischen ihm und der Zeit, in die er gestellt war, wurde größer und größer. Zuwider war ihm der Optimismus des Überlegenheitsgefühls der Gegenwart, ihr hochmütiges Mitleid mit der Vergangenheit, der sie gern und in allem und

jedem den Prozeß machte, zuwider die „lächerliche" Vorstellung des erreichten Fortschritts und der Hochmut ihres Schuldenmachens, als sei sie so vorzüglich wichtig und großartig, daß sie für ihre Leistungen ruhig die Schultern der Nachwelt belasten könne. Zu denken, daß in einer solchen Gegenwart die gesamte Vergangenheit gipfle, daß alles Große früherer Tage nur eben Vorspann und Frohn für die Jetztzeit gewesen sein solle, war für Burckhardts Stimmung unmöglich. Es war ihm unmöglich, die Weltgeschichte auf die Gegenwart zu orientieren; es hatte ihm das verletzende Gefühl einer ganz verkehrten Raum- und Zeitperspektive gegeben.

Diese Stimmung schärfte seine Kritik zeitgenössischer und jeder Geschichtskonstruktion überhaupt. Den von verschiedenen Seiten und mit verschiedenen Mitteln unternommenen Versuchen, die Geschichte zum Rang einer Wissenschaft, zu einer Wissenschaft von Gesetzen zu erheben, setzt er den gelassenen Ausspruch entgegen, die Geschichte sei die unwissenschaftlichste aller Wissenschaften, und so ist, als gelte es, das zu beweisen, diesem Buch, wo man es gar nicht suchen sollte, ein erkenntnistheoretisches Kapitel angefügt worden, das eine gute Anzahl der gewöhnlichsten Fehlerquellen in unseren geläufigen Geschichtsurteilen zusammenstellt. Dieses sehr kluge und zum Nachdenken anregende Kapitel steht ganz am Schluß (S. 253 ff) und hat den Titel „Über Glück und Unglück in der Weltgeschichte." Es handelt sich hier nicht um die Fälle, wo der gewöhnliche Egoismus die Unbefangenheit der Beobachtung und das Urteil stört, nicht um die groben Einseitigkeiten konfessioneller oder parteipolitischer Standpunkte oder die Trivialitäten des durchschnittlichen modernen Hochmuts. Von solchen wird nur eine gründlicher vorgenommen und abgetan, die übliche Geringschätzung von Zeiten, denen, wie dem Mittelalter, die moderne „Sekurität" fehlt, die Sicherheit von Leben und Gütern [1]). Die erfrischende

[1]) Dieser Lieblingsausdruck Burckhardts (Sekurität) ist wohl von ihm zuerst geprägt worden. Sollte es eine Reminiszenz an die mittelalterliche Kunstwelt Italiens sein? Die Lorenzettischen Fresken im Rathaus von Siena zeigen über dem Wohlstand und der Sicherheit der

Digitized by Google

Allgegenwart der Gefahr wird wie ein wohltätiger Kriegszustand gepriesen, und der friedliche Burckhardt kommt, merkwürdig, wie oft, auf dieses moderne Vorurteil der „Sekurität" mit all seiner Ironie zurück. In der Hauptsache aber sind es die feineren Verzweigungen des Egoismus, die als Fehlerquelle unsere Urteile trüben, und deren wechselnden Formen und Temperamentsgraden hier höchst eifrig und spannend nachgespürt wird. Sie äußern sich in der Wertung großer geschichtlicher Vorgänge als glücklicher oder unglücklicher Ereignisse, und diese Bewertung nach Glück und Unglück ist es, die Burckhardt aufs Korn nimmt. Also z. B., man sagt: Es war ein Glück, daß die Griechen über die Perser, daß Rom über Karthago siegte ... ein Unglück, daß Cäsar ermordet wurde, bevor er dem römischen Weltreich eine angemessene Form sichern konnte ... ein Glück, daß die Welt durch die Völkerwanderung erfrischt wurde durch gesunden neuen Volkerstoff usw. All dem setzt sich der Skeptizismus entgegen, der echte, sagt Burckhardt, „von dem man nie genug haben kann". Vor allem, man mußte den Ausdruck „Glück" im Volkerleben ganz ausschalten. Wo er in Urteilen vorkommt, sind es befangene und wertlose Urteile. Das Phanomen ist alles, unsere Wertung unzureichend. „Volker haben bestimmte große Lebenszuge an den Tag zu bringen, ohne welche die Welt unvollständig wäre, und zwar völlig ohne Rucksicht auf die Beglückung der einzelnen, auf eine möglichst große Summe von Lebensglück." Wir konnen Gluck nicht definieren, ja selbst unsere Phantasie hat kein Zutrauen, zu wissen, was Glück ist. Da steht nun eine merkwurdige, melancholisch schöne Stelle.

„Nur das Märchen nimmt einen sich gleich bleibenden Zustand für Glück. Die kindliche Auffassung, wie sie etwa hier lebt, mag das Bild eines dauernden, festlichen Wohlbefindens (zwischen Olymp und Schlaraffenland in der Mitte)

Fluren eine geflügelte weibliche Gestalt schwebend, die Securitas, mit einem Galgen als Drohung für die Storer des Rechts in der einen Hand, einer Schrift in der andern: Senza paura ogn'uomo franco cammini usw.

festzubannen suchen. Und auch damit ist es nicht einmal gründlicher Ernst: wenn endlich die bösen Zauberer tot, die bösen Feen bestraft sind, dann regieren Abdallah und Fatme freilich als ein glückliches Königspaar bis in ihr hohes Alter weiter; aber die Phantasie gibt ihnen eigentlich gleich nach dem Ende ihrer Prüfungen den Abschied, um sich weiter nicht mehr für sie, sondern für Hassan und Suleika oder Leila oder ein anderes Paar zu interessieren. Und doch ist schon der Schluß der Odyssee so viel wahrer; die Prüfungen des Dulders werden fortdauern, und zunächst harrt seiner noch eine schwere Pilgerfahrt."

2. Das Buch

Die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" Burckhardts sind alles eher als eine Sammlung loser Aphorismen, wenn auch manches aphoristisch geblieben sein mag. Der Stoff ist mit der größten Sicherheit nach einer bestimmten, sehr besonderen Einteilung gegliedert. Eine Kunstkraft hat hier gewaltet, die auf dem Gebiet phantasievoller Anschauung genau so klärend wirkt wie Logik auf dem Felde des Verstandes. Überhaupt kann man die Originalität eines Buches, das auch nur entfernt den Anspruch erhebt, eine Kunstleistung zu sein, zu allererst aus seiner Disposition beurteilen. Hier sieht man mit einem Blick, ob ein ursprünglicher Kopf dahinter steckt, da auf keinem Gebiet die gedankenlose Routine so bequem und allmächtig ist wie auf dem der Komposition. Unter Burckhardts Büchern hat wohl keines eine genialere Anordnung als die vierbändige „Griechische Kulturgeschichte". Drei Bände lang Querschnitte durch alle Stockwerke des griechischen Lebens, Politik, Religion, Ethik, Literatur, Kunst, und dann der große Schlußband mit der chronologischen Gesamtansicht hellenischen Wesens in seiner Fülle, Tiefe und Weite. Viele, die diese „Griechische Kulturgeschichte" zu kritisieren meinten und sich dabei selbst kritisiert haben, waren von jedem Sinn und Organ verlassen, die große Kunst der Geschichtschreibung zu würdigen,

die fast einzigartig in jenem Werk sich aussprach. Wer bloß auf Erudition sieht, dem geben auch die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" mannigfache Blößen. Nicht nur, daß ihre Veröffentlichung als Buch fünfunddreißig Jahre später kam als ihre Entstehung, auch für die Zeit der Niederschrift ist wohl mancher Irrtum im Tatsächlichen mitgelaufen. Fehler dieser Art anzumerken, sollte aber — wir möchten fast hinzusetzen: anstandshalber niemand wagen, der nicht über ein Wissen von so großem Umfang und von solchen Horizonten verfügte wie Jakob Burckhardt selber. Wo leben heute die Menschen, die so gleichmäßig die poetische wie die historische Literatur samt der Erfahrungsquelle der bildenden Kunst beherrschen, die Homer und Firdusi, Rabelais und Ariost, die serbische Volkspoesie und Parzival kennen und Polybius so gut wie Gregor von Tours, Sebastian Franck und die Memoiren des Empire gelesen haben? Burckhardt kann vieles, was die meisten von uns nicht mehr können; er kann, wenn er z. B. den Charakter von Renaissancen in der Geschichte erläutern und Analogien bringen will, in einem Atem die Herstellung der Juden durch Cyrus, das Königreich Jerusalem der Kreuzzüge, die Restauration des altpersischen Despotismus durch die Sassaniden, das Imperium Karls des Großen als eine Erneuerung der Schöpfungen eines Konstantin und Theodosius beschwören. Das alles ist ihm gegenwärtig und vertraut. Julius Wellhausen sagte einmal, als auf diese Dinge die Sprache kam, zu mir: „Er schwebt über den Dingen, so hoch, in solcher Distanz, fast wie der liebe Gott."

Diesem ungeheueren Wissensstoff, den Burckhardt aus Gründen, die wir besprochen haben, nicht chronologisch aufreihen wollte, gab er eine eigene Anordnung und Form. Er entwirft Querschnitte einzelner Geschichtsperioden der Menschheit unter dem Gesichtspunkt der in ihnen vorwaltenden Lebensmächte. Diese Lebensmächte sind ihm der Hauptsache nach drei. Zwei stabile, soziale Faktoren, deren einer sich auf dem politischen, der andre sich auf dem metaphysischen Bedürfen der Menschen aufbaut: Staat und Religion. Der dritte Faktor ist andrer Art, beweglich, individualistisch, aus der

Freiheit geboren: die Kultur Bemerken wir gleich hier, wie weit wir von jedem begrifflich theoretischen Rigorismus entfernt sind. Logische Systematik würde vielleicht Kultur als Oberbegriff setzen und ihm unterordnen: staatliche Kultur, religiöse Kultur, sittliche, künstlerische u. s. f. Burckhardt, der die praktisch fruchtbaren Unterscheidungen sucht, stellt den Zwangsgebilden von Staat und Religion die Kultur als freies, spontanes Erzeugnis gegenüber und faßt darin Wissenschaft, Dichtung, Kunst, Techniken, Geselligkeit zusammen. Die drei großen Potenzen Staat, Religion, Kultur ergeben in den Möglichkeiten ihrer wechselnden gegenseitigen Kausalitäts- und Abhängigkeitsgrade die vorwaltenden Formen und Kategorien geschichtlicher Zustände, und die Betrachtung der Variationsmöglichkeiten solcher Bedingtheiten bildet den Körper des Burckhardtschen Buches Sechs Bedingtheiten werden unterschieden Erstens, je nachdem der Staat von der Kultur überwuchert wird oder als Theokratie im Dienst der Religion festgehalten wird Zweitens, je nachdem die Religion vom politischen Staat beherrscht wird oder sich durch überlegene Kultur modifiziert findet Drittens, je nachdem die Kultur sich in den Staat fügen muß oder aber von der Religion kraft eines heiligen Rechtes (wie in Ägypten) stillgelegt wird In diesen sechs Bedingtheiten können die Normalfälle des gegenseitigen Verhältnisses von Staat, Religion und Kultur als typische Erscheinungsformen geschichtlichen Lebens untergebracht werden Von der höchst lebendigen Schilderung dieser Formen und Zustände bringen wir hier keine Auszüge, da sich manches weiterhin der Besprechung darbieten wird Nur soviel ist als besonders wichtig hervorzuheben, daß für Burckhardts historische Betrachtung das Zuständliche Hauptaufgabe der geschichtlichen Darstellung bildet und als Hauptansicht geschichtlichen Lebens zu gelten hat Ist somit die Geschichte eine Abfolge verschieden gearteter Dauerzustände, deren charakteristische Merkmale zu fassen die Aufgabe verallgemeinernder Beobachtung ist, so tritt ergänzend eine weitere Aufgabe hinzu Die noch so konstanten Zustände lösen sich ab; es kann ein Zustand den entgegengesetzten zur Folge haben Das Zeitmaß

der Veränderung kann ein allmähliches oder plötzlich einsetzendes sein, kurzum, es tritt neben die Schilderung der Zustände die Betrachtung der Übergange.

In beiden Fällen ist die Diagnose, wie sie aus dem intuitiv anschaulichen Denken Burckhardts hervorgeht, erstaunlich. Es war seine besonders glänzende Fähigkeit, in der Gehauftheit und im Strudel der Erscheinungen die beherrschenden Züge und einen gewissen Normalcharakter herauszufinden. Was man etwa im „Cicerone" bewunderte, in den berühmten Charakteristiken der Giottoschule oder des Barockstils, dieselbe künstlerische Kraft, aus unendlichen Einzelbeobachtungen das Fazit zu ziehen, und zwar ohne schulmeisterlich grammatikmäßige Gewaltsamkeit, sie waltet auch in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen".

Als Lehre von den Übergängen sind die plötzlichen, die Geschichte der Krisen, Revolutionen, Staatsstreiche als die Form geschichtlichen Prozesses, wo das Wetter in das Zeichen des Sturmes tritt, ein ungeheuer beschleunigtes Zeitmaß in die Bewegung aller Dinge kommt, und die Luft durch Katastrophen gereinigt werden muß, in einem besonderen Kapitel behandelt. Es ist die Psychologie und Pathologie der Revolutionskrisen.

Revolutionen pflegen in der historischen Überlieferung das Schicksal zu erleiden, daß sie den stärksten Gegensätzen der Beurteilung unterliegen. Die einen sehen nur ein Phanomenales, Naturgewaltiges, Vulkanisches und stellen angesichts solcher Katastrophen ihr persönliches Urteil still. Diese „Unfreiheit" der Revolution konstatiert auch Burckhardt, er vergleicht sie einem Waldbrand, was natürlich das Urteil über die sittliche Verantwortlichkeit der Einzelbeteiligten zur Vorsicht stimmen und mäßigen muß. Den andern aber, die entweder Revolutionen idealisieren, weil sie nur auf die Zukunftsträume sehen, die solche Krisen verwirklichen wollen, aber nicht können, oder die solche Zeiten diskreditieren wollen, indem sie die Bestialität und Gemeinheit ausmalen, die fast selbstverständliche Begleiterscheinungen sind, ihnen allen wird Burckhardt gerecht.

Für alle Hoffnungsfähigkeit menschlicher Natur, die ergreifend in den Anfängen revolutionärer Bewegungen zutage tritt, für die Schönheit der Phantasiebilder (er denkt an Athens sizilische Expedition, an den ersten Kreuzzug, an die französischen cahiers) hat er ein volles Gefühl. Aber die Schönfarber warnt er, wenn sie die ideale Gestalt einer Krisis mit ihrem spezifischen Geist verwechseln, während jenes Ideal „nur der Hochzeitsstaat ist, auf den bose Werktage folgen werden", und so zeichnet er gehuhrend die Habsucht der „Halte fest, Raube bald und Ehlebeute", die mit der Revolution ihr Geschaft machen. Auch hält er dem Optimismus der Revolutionsanfange seine „schreckliche Unbilligkeit gegen alles Bisherige" vor, gerade als ware die eine Halfte der Dinge faul gewesen und die andere Halfte hatte nur gespannt auf eine allgemeine Anderung gewartet. Trotzdem ist Burckhardt der Hauptsache nach in diesen Dingen angstfrei.

„Aus der revolutionären Leidenschaft, die das Abgestorbene verzehrt und mit toten Formen aufraumt, brechen wie nach einem Fieber neue Kräfte der Gesundheit hervor. Selbst der Himmel bekommt einen andern Ton. In ganz ruhigen Zeiten umspinnt das Privatleben mit seinen Interessen und Bequemlichkeiten den zum Schaffen angelegten Geist und raubt ihm die Größe, vollends aber drangen sich die bloßen Talente an die erste Stelle, daran kenntlich, daß ihnen Kunst und Literatur als Spekulationszweige, als Mittel, Aufsehen zu machco, gelten. Die große Originalität, hier übertönt, übermault, muß auf Sturmzeiten warten, wo alle Verlegerkontrakte samt den Paragraphen gegen den Nachdruck von selber aufbören. Augustus ‚de civitate Dei' ware ohne den Einsturz des westromischen Reiches kein so bedeutendes und unabhängiges Buch geworden, und Dante dichtete die ‚divina commedia' im Exil."

Von der Betrachtung der Krisen und Revolutionen ist zur Beurteilung des Krieges als eines ähnlich beschleunigten Verfahrens im geschichtlichen Leben nur ein Schritt. Über Frieden und Krieg stehen hier Satze, die den erstaunen machen, der Burckhardt für einen weltabgewandten Asthcten gehalten hat. „Nur im Kampf

entwickelt sich das ganze Leben. Nur durch ihn, und zwar in allen Zeiten und Fragen der Weltgeschichte, erfährt der Mensch, was er eigentlich will und was er kann." Heinrich Leos Wort von dem frischen und fröhlichen Krieg, der das skrophulose Gesindel wegfegen soll, wird beifällig zitiert. Drastisch werden die jammerlichen Notexistenzen geschildert, die im Frieden den wahren Kräften den Platz wegnehmen, die Luft verdicken und das Geblüt der Nation verunedeln. Die sittliche Überlegenheit des Krieges über den gewaltsamen Egoismus des einzelnen wird anerkannt. Danach aber folgen ein paar sehr skeptische Einschränkungen, die das Mißtrauen Burckhardts gegen jedes einseitig übergreifende Pathos deutlich bekunden: „Die Kriege von heute", sagt er, und man meint ihn, wie es im Auditorium der Baseler Universität so oft zu beobachten war, vorsichtig den Kopf vorschieben zu sehen, als wolle er den Feinhörigen noch etwas vertraulich sagen:

„Die heutigen Kriege sind zwar Teile einer großen allgemeinen Krisis, aber einzeln für sich ohne die Bedeutung und Wirkung echter Krisen. Das bürgerliche Leben bleibt dabei in seinen Gleisen, und gerade die jammerlichen Notexistenzen bleiben alle am Leben; diese Kriege hinterlassen aber enorme Schulden, d. h. sie sparen die Hauptkrisis für die Zukunft zusammen. Auch ihre kurze Dauer nimmt ihnen den Wert als Krisen; die vollen Kräfte der Verzweiflung werden nicht angespannt, und doch könnte nur durch sie die wahre Erneuerung des Lebens erfolgen" (S. 162—166)[1].

Die Formen des geschichtlichen Lebens — so haben wir Burckhardts Auffassung erkannt — gestalten sich zu konstanten Zuständen, die ihre wechselnde Farbe von dem bestimmten Grad der Durchdringung der großen Weltpotenzen, Staat, Religion, Kultur erhalten. Ein Zustand wird in einen andern hinübergeführt. Er kann durch beschleunigte Prozesse und Krisen aus seiner Be-

[1]) Jeder Leser wird an dieser Stelle von selbst ergänzen, daß Burckhardt, hätte er den Weltkrieg erleben müssen, ihn mit seinen unmittelbaren und mittelbaren Folgen als eine „echte Krisis" anerkannt hätte.

harrung gedrangt werden. Aber daneben gibt es eine andre Form großter geschichtlicher Anstöße, die einen bestehenden Zustand in Bewegung bringen und neue Bahnen öffnen — die großen Manner des Schicksals. Sie sind das Gefäß einer verdichteten, in ein hochstes Individuelles konzentrierten Weltbewegung. Große Manner sind zu unserm Leben notwendig, damit sich die weltgeschichtliche Bewegung periodisch und ruckweise von abgestorbenen Lebensformen und reflektierendem Geschwatz frei mache. Und nun kann man sich denken, mit welcher Wonne sich Burckhardt in diese andre Form der Revolution, in die Erscheinung des Genius, in das „Mysterium der Große" versenkt. Er ist nicht von den kleinen Leuten, die aus hundert Einflüssen einen Genius herausrechnen, mechanisieren und irgend kommensurabel machen zu konnen meinen. Vielmehr ist es ihm eine geheimnisvolle Verrechnung zwischen Zeit und Mensch, wie das Leben auf einer gewissen Stufe zur Offenbarung des machtigen Individuums Anlaß gibt, und wie ein Gesamtleben im großen Individuum seinen gebietenden Ausdruck findet. Gar nicht halt er sich bei der Zuteilung des Beinamens „der Große" auf, indem er diesen Zusatz für ein gänzlich unwesentliches Merkmal erklart, lediglich davon abhangig, ob es noch andre gleichen Namens gegeben habe, von denen einer unterschieden werden musse. Dagegen wird mit immer neuen Wendungen das Verhältnis des einzelnen zum Ganzen umschrieben: Magische Konzentration des Volksgeistes, *ἱερὸς γάμος* (heilige Ehe), nur in schrecklichen Zeiten vollziehbar. Sodann werden auf dem weiten Verbreitungsgebiete der Kunste und Wissenschaften, des Mythus und des politischen Lebens die Inkarnationen des Großen durchgenommen, die Kategorien der Große geordnet und die Merkmale der Große psychologisch analysiert. Durchgangig wird der abnorme Grad dieser Begabungen und die Fahigkeit, gewisse Seelenspannungen aushalten zu konnen (Friedrich der Große im Siebenjahrigen Kriege), konstatiert. Hieran hängt das Schicksal von Volkern und Staaten. Aber freilich ist die Folge solchen Ausnahmecharakters der großen Individuen, daß sie sittliche Vorbilder nicht sein konnen, nicht zu sein

brauchen. Man kann es a priori nicht von ihnen verlangen, dieses Allerseltenste, Seelengröße und innere Güte, ein Verzichtenkonnen auf Vorteile zugunsten des Sittlichen. „Ein Gran Güte" vermißt Burckhardt an Napoleon. Aber das hindert ihn nicht, abschließend zu sagen: Große Männer, und es ist wichtig, was er hinzusetzt: „zumal in der Gestalt, wie sie idealisiert fortleben", haben einen großen Wert für die Welt und ihre Nationen. Sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht, sie helfen zum Wiederaufraffen aus zeitweiliger Erniedrigung. Napoleon, mit all dem Unheil, welches er über die Franzosen gebracht, ist dennoch weit überwiegend ein unermeßlich wertvoller Besitz für sie.

Burckhardt wäre kein Goethe-Junger, wenn er anders dächte.

Soviel also in Kürze über das Buch und den Inhalt der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", wie sie der treffliche Herausgeber, Professor Jakob Oeri, mit einem Verlegenheitstitel getauft hat. Einen anspruchsvolleren Titel wollte er nicht wählen, und gestehen wir, es ist auch sehr schwer, den passenden Titel zu finden. Je nachdem man mehr auf den körperlichen oder geistigen Ablauf des geschichtlichen Prozesses merkt, konnte man auf Titel geführt werden wie: Physiologie und Pathologie oder Psychologie der Geschichte oder auch Ästhetik, d. h. Formprinzipien der Geschichte. Burckhardt selbst hat damals seine Vorlesungen (die aber nie in der Vollständigkeit und Folge, die jetzt das Buch bietet, gehalten worden sind, die Vorrede enthält über die Zusammenstellung genaue Angaben) einfach: „Über Studium der Geschichte" betitelt und sie für Menschen aller Berufe, nicht für Fachhistoriker bestimmt, in der Meinung, daß geschichtliches Verstehen ein wichtiges Element jedes geistigen Lebens sei.

3. Burckhardt und die demokratische Gleichheitsidee

nebst einem Exkurs über das Verhältnis Burckhardts zu Nietzsche

Hinter den bedruckten Blättern des Buches reckt sich ein Unsichtbares, aber immer lebhafter als gegenwärtig Gefühltes in die Höhe, derart, daß der Leser dieses Unsichtbare steigend als das sein Interesse Beherrschende empfindet: der Mensch, die Persönlichkeit Jakob Burckhardt.

Von seiner Methode der geschichtlichen Erkenntnis, und danach von dem, was er als „Methodik der Weltgeschichte" beobachtet zu haben und zu verstehen geglaubt hat, ist die Rede gewesen. So redlich wie irgend möglich hat er, um die Linien des ungeheuer ratselvollen Gewebes zu deuten, sich bemüht, ja eine reichliche Dosis Skeptizismus hinzugenommen, alles den Blick Trubende zu entfernen, sein Auge von allem Befangenden rein zu halten. Dabei verstand Burckhardt nationale und patriotische Gefühle sehr wohl. Über Patriotismus hat er sehr ausdrucksvolle Worte. Es seien zwei Stufen, ein primitiver, da er unwillkurlich als Rassetugend erscheine, teilweise vom Haß gegen die gespeist, die nicht „Wir" sind; in abgeleiteten Kulturen aber in den gebildeten Geistern als Bedürfnis der Hingebung an ein Allgemeines, der Erhebung uber die Selbstsucht des einzelnen und der Familie, soweit dieses Bedürfnis nicht von der Religion und von der Gesellschaft absorbiert werde. Die Beispiele von Karthago, Numantia, Jerusalem zitiert er als Vorbilder der Menschheit in der einen großen Sache, daß man an das Gemeinsame alles setze, und daß das Einzelleben nicht der Güter Hochstes sei. All dies gab er zu; der Historiker und Künstler in ihm lehnte gleichwohl den Patriotismus ab. In seinem Erleben war die nationale Leidenschaft eine jugendliche Durchgangsphase gewesen, und die Zeiten, da er als Bonner Student ein altdeutsches

Barett getragen und für Mutter Germania empfunden hatte, waren lang überwunden [1]). Burckhardt war Europaer geworden und nannte die national empfundene Geschichte mit einem überharten Ausdruck: Publizistik.

All dieser Ablehnungen und Reservationen ungeachtet, wird man von einer so ausgesprochen künstlerischen Persönlichkeit, die sich am wenigsten darüber täuschte, daß die Erkenntnis des Geschichtlichen auf bloß wissenschaftlichem Weg unerreichbar sei, erwarten, daß die Subjektivität an irgendeinem Punkt sich melden, und daß — seien wir offen — der Zauber des Persönlichen trotz aller Versicherungen gegen „Erkenntnisfehler" seinen Glanz und sein höheres Leben ausstrahlen werde.

Von vornherein wird man geneigt sein anzunehmen, daß Burckhardt, der Kulturgeschichtschreiber, dem ganz freien Bereich der Kultur seine besondere Neigung zuwende, und daß diese Vorliebe die Würdigung der „stabilen" Potenzen Staat und Religion beeinträchtigen möge. Alle Feinheit der Analyse politischer und religionsgeschichtlicher Probleme steigert sich, wo sich sein Blick den freien Schöpfungen der Kultur, der Dichtung und Kunst, zuwendet, und wo das Individuum, frei von politischer oder metaphysischer Gebundenheit, seine besonderen Aufschwünge wagt. Was Goethe und Schiller als die „Freiheit des Partikuliers" über alles schätzten, ist in Burckhardt lebendig geblieben, und wenn Treitschke von Schiller sagt, er habe sehr wohl gewußt, daß die Siege Kants und Goethes schwerer wogen als die Lorbeeren von Marengo, so ist Burckhardt auf diesem Boden des deutschen Idealismus stehen geblieben, und hat den jähen Übergang zum Kult der Machtpolitik

[1]) Auch hier die unmittelbar von Goethe kommende Linie. Man erinnere sich, was Goethe kurz vor seinem Tode zu Eckermann über Dichter und Patriotismus (ganz am Ende des zweiten Teils der Gespräche) gesagt hat, vom freien Geist und der Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses. „Der Dichter ist dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft."

und zur Materialisierung unsrer Gefühle nicht mitmachen mogen [1]).

Der ungeheuere Abgrund, der sich zwischen der Geisteskultur der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dem wirtschaftlichen Materialismus und der Machtkonkurrenz der Nationen seitdem aufgetan hat, und dessen Überbrückung der Zukunft aufbehalten ist, behielt für Burckhardt etwas Schreckhaftes. Es gibt Figuren (Treitschke!), die mit kühnem Anlauf hinübersprangen. Aber in einer Zeit vorwiegender Überzeugungs- und Glaubenslosigkeit, wo das „Mitmachen" von allem und jedem als selbstverständlich und zeitgemäß erscheint, bekommt die Zurückhaltung eines bedeutenden Geistes einen ehrwürdigen Zug. Als hätte er, durch mannigfache Verfinsterung und Gleichgültigkeit hindurch, für ein kommendes Geschlecht, ein heiliges Feuer zu hüten, wenn denn einmal einer wann immer erscheinenden Zukunft die Sehnsucht sich erneue, an diesem Feuer ihre Fackeln zu entzünden! In den nächsten Jahren, nachdem Burckhardt seine Betrachtungen geformt hatte, gab es bereits eine Anzahl erlauchter Unzufriedener, die in engem Kreis mit ihrer Enttauschung über die Fanfaren des neuen Reichs nicht zurückhielten. Man muß den Briefwechsel zwischen Friedrich Nietzsche und Erwin Rohde lesen oder Paul de Lagardes Schriften oder die Stimmung Burckhardts, die sich in den 70er Jahren mit steigender Antipathie gegen Deutschland erfüllte, kennen, um die Verdichtung solcher Urteile zu verstehen, von denen das große Publikum erst sehr viel später, 1890, erfuhr, als der Rembrandt-Deutsche jene Oppositionen und stillen Wünsche in den Satz zusammenschloß: Jena habe Deutschland mehr genutzt als Sedan! [2]) Es gibt

[1]) Man kann das auch von einer andern Seite ansehen. In seiner Besprechung der „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" in der „Historischen Zeitschrift" sagt Friedrich Meinecke sehr präzis: „Die Schule des Kampfes um Staat und Nation hat Burckhardt nicht mit durchgemacht."

[2]) Man hat diesen „Rembrandt als Erzieher" abwechselnd gepriesen und beschimpft. Franz Overbeck in Basel urteilte sofort treffend: „Es ist ein bedeutendes Buch. Es stehen gewiß 1000 Wahrheiten darin, aber dann gewiß ebenso viele Dummheiten." Seine Bedeutung als geschichtliches Symptom habe ich in meiner Rembrandtbiographie (Zweite

Zeiten, deren erleuchtete Köpfe von fern ein gelobtes Land sehen und aller Hoffnungen sich getrosten. Die letzten Jahrzehnte sind nicht derart gewesen. Vielleicht wird einmal die Geschichtschreibung von ihnen sagen, daß die unerhörte Entfaltung von Verkehr, Presse, Öffentlichkeit jedes neugelegte Ei mit einem solchen Aufwand von Gegacker, Lärm, Reklame umgeben und in so viel Zeitlichkeit eingehüllt habe, daß mehr als einmal die Besten den Ausblick und den Glauben, daß vor lauter „Jetztzeit und Gegenwart" etwas Wertvolles werden könne, verloren haben.

Burckhardt erschien seine Zeit als unmittelbare Fortsetzung der Periode, die mit 1789 einsetzte, untrennbar eins mit ihr, ein Zustand revolutionärer Zuckungen und Krisen, deren vulkanische Ausbrüche ihn außerstand setzten, abzuschätzen, wo etwa kostbares Neuland sich bilden möge. Als grundlegende Elemente der „modernen Kultur" betrachtet er zwei Antriebe, die Gleichheitsbestrebungen und die Machtbestrebungen. Wir fassen in diesem Abschnitt die erstgenannte Richtung ins Auge.

Die Gleichheitsbestrebungen haben politische, wirtschaftliche, nationale Schranken niedergelegt; statt der Bürgerrechte haben sie Menschenrechte gefordert; sie haben die moderne Demokratie hervorgebracht. Burckhardt beurteilt sie nach ihren nächst sichtbaren Früchten. Die niedrigsten Formen des Begehrens, Erwerb und Gewinnsucht, sind obenauf gekommen. Für dieses „miserable Terrain" von Besitz und Erwerb hat Burckhardt eine ähnliche Verachtung wie sie Gottfried Kellers letztem Roman Martin Salander die düstere Farbe gibt. In dieser Gesinnung stellt er sich England gegenüber, und dies ist die nun bereits historisch gewordene ältere Form der Antipathie gegen England, die der Ideologen, die Abneigung gegen das „Kramervolk", dessen Beispiel — Antipathien sind manchmal gute Propheten — auch uns zu Kramern machen werde. Einer Gleichheitsbestrebung, die alle niederen Instinkte entfessele, steht Burckhardt

---

Auflage, S. 23—29) zu charakterisieren versucht. Der Rembrandt-Deutsche war vielleicht eine Mediokrität. Aber die historische Bedeutung seines Buches ist unverrückbar.

hoffnungslos gegenüber; denn sie tötet das Beste, was, unbeirrt durch Rechnung und Erfolg, aus dem Innern kommt. In einer Zeit, wo die besseren Köpfe ins Geschäft gehen, seien alle hoheren Antriebe gefährdet und vergiftet; die künstlensche und geistige Produktion greife zur Reklame. Geschaftsgeist und Ausstellungswesen hindern uns, lassen verlernen, daß man auf die Stimme des Inneren hört. Dennoch kann der Hauptentscheid der Zukunft nur aus dem Inneren der Menschheit hervorgehen, „Irgendwo muß sich die menschliche Ungleichheit wieder melden“ [1]). Nicht nur, wo das moderne Gleichheitsbedurfen sich nackt materialistisch gibt und seine Gewinnanteile sucht, auch wo es sich mit Popularisierung von Bildung und Kultur brustet, erfährt es Burckhardts Ablehnung Er hält nichts von Allerweltskultur, und die modernen Großstadte, wo sich diese Allerweltskultur zentralisiert, sind ihm verhaßt. Schon wenn man seine Jugendbriefe aus Berlin und Paris liest, ist dieser Widerwille da, die Reaktion des selbstherrlichen Individuums, das Großes und Ewiges sucht, gegen die Vordringlichkeit des Tages, des Neuesten und seinen kindischen Larm. Wenn man schwarz auf weiß bestatigt haben will, warum Burckhardt den Ruf an die Berliner Universität abgelehnt hat, und warnm ihm diese sogenannten Herde moderner Kultur zuwider waren, so muß man seine Gegenuberstellung der modernen Großstadt mit einem freien geistigen Tauschplatz, wie er sich das alte Athen vorstellt, lesen (S. 122—128). Die Zeichnung mag nicht ganz richtig sein, aber die Gesinnung

[1]) An einer Stelle, wo vom antiken und germanischen Polytheismus gesprochen wird, und wie sich neben die Naturvergötterung der Trieb der Kulturvergötterung derart stelle, daß sich die Leichtigkeit des Götterschaffens ebenso sehr auf Naturmächte wie auf kulturschützende Gestalten erstrecke, bringt Burckhardt Beispiele von Kulturgöttern, die die menschlichen Tuligkeiten verklären, und verfolgt die Liste bis zu den Nothelfern des Mittelalters, dem heiligen Georg, dem Soldatenheiligen, und den Schutzpatronen der Ärzte, dem heiligen Kosmas und Damian. Und dann schließt er mit der ironischen Frage („Wie würde der Olymp der heiligen Erwerbenden aussehen, wenn sie noch Heiden sein müßten?“). Wenn man an die Mächte des Kurszettels und der Staatsgläubiger, des Wettbewerbes, des lauteren und unlauteren, denk, kann man sich im Sinne Burckhardts die Antwort selber geben.

Burckhardts ist überaus deutlich [1]). Was seine Abneigung begründet, ist die Künstlichkeit der Großstadt, die Unfreiheit ihrer abgegrenzten Einzelsphären ohne freien Gesamtgeist, das Mitmachen anstandshalber, der Ranggeist, die Geselligkeit ohne innerliche Zusammengehörigkeit, ein Publikum, das in Wahrheit zu nichts Zeit hat, das unfähig ist, zu urteilen und also keinen Maßstab und keinen Stil erzeugen kann. Wo inmitten dieses Zustandes nun gar der Einzelne sich zur Verzweiflung und Resignation des Spezialistentums flüchtet, empfindet dies Burckhardt als eine Barbarei roher Gesellen.

Wie diese Ansichten vorgetragen werden, bilden sie ein historisches Dokument. Es ist die Summe eines Predigers in der Wüste. Er bleibt dabei, daß das Besserlebenwollen Materialismus sei, und sein Mißtrauen gegen den „Genius" modernen Erwerbsdranges und Wohllebens läßt ihn einen Satz von vollendeter aristokratischer Härte niederschreiben: „Bildung als Menschenrecht ist ein verhülltes Begehren nach Wohlleben."

Hier sind wir an dem Punkt unserer Betrachtungen angelangt, wo sich eine große Frage auftut, die Frage, wie man sich die Berührung von Burckhardt und Nietzsche zu denken habe. Wenn man sich gegen die Demokratie und ihre durchschnittlichen Kulturerzeugnisse, wie sie sich am sichtbarsten konzentriert und zentralisiert in der modernen Großstadt zeigen, dermaßen ablehnend verhält, so läuft man Gefahr, einem entgegengesetzten Radikalismus, einem aristokratischen, kurzum den Klippen derjenigen Gedankenbahnen zuzusteuern, die am geläufigsten mit dem Namen Nietzsches bezeichnet werden. Für unsere Geistesgeschichte ist es wichtig, diese Möglichkeit zu beachten und die tatsächlichen Beziehungen zwischen Burckhardt und Nietzsche festzustellen.

---

[1]) Man sehe auch Rohdes Brief an Nietzsche über Burckhardts Berufung und die Ausdrücke darin über Berlin. Nietzsche-Briefe, Bd. II, S. 352. Äußerungen der gleichen Abneigung gegen London z. B. Brief an Ahoth 6. Aug. 1879. Lauter Business und keine „Muße", die Mutter aller Kontemplation und des daher stammenden Aufschwunges". „Die kolossale Verschandelung des Stadtbildes".

Vor langen Jahren, als ich nach Burckhardts Tod in der Deutschen Rundschau 1898, Bd. XCIV, S. 374 ff., über Burckhardt das Wort nahm, hatte ich als Resultat längerer Überlegung die Ansicht vertreten, daß Burckhardt ganz andere Wege als Nietzsche gegangen sei. Doch aber lag mir am Herzen, nachträglich die Ansicht eines Mannes zu erforschen, dem als gemeinsamem Freund Burckhardts und Nietzsches die genaueste Kenntnis dieser Beziehungen zuzutrauen war, des Professors Franz Overbeck, des inzwischen verstorbenen Baseler Theologen. Er antwortete mir am 19. April 1898 und bekannte aus persönlicher Erfahrung „in Hinsicht auf das S. 382 f. Ihres Aufsatzes berührte Verhältnis zwischen Burckhardt und Nietzsche" sein „Einverständnis mit der Auseinanderhaltung der Wege beider Männer, zu der Sie sich hier bewogen gesehen haben". Die inzwischen gedruckten Erinnerungen Overbecks an Nietzsche — höchst eindrucksvoll und in jedem Wort grüblerisch überlegt, wie sie sind — bestätigen im einzelnen dieses Urteil mit einer fast übertriebenen Schärfe und berufen sich auf unmittelbare mündliche Aussagen Burckhardts, die „eindringlich waren und unmißverstehbar, wie Burckhardt redete, wenn er reden wollte". Auf dieses Doppelzeugnis hin könnte man also die Sache für erledigt halten, und es wäre überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Veröffentlichung der Nachlaßwerke Burckhardts ganz und gar im Sinn jener Zeugnisse entscheidet. Seit die „Griechische Kulturgeschichte" mit ihrer schroffen Abweisung des antiken Übermenschentums gedruckt ist, seit die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die Nietzsche als Vorlesung kennen gelernt hat, vorliegen, muß jeder Streit verstummen. Es ist klar, daß die Wege der beiden Männer nicht dieselben waren.

Dennoch liegt, sobald man das Verhältnis nicht im ganzen und nach seinem Ausgang, sondern in seinen einzelnen Phasen betrachtet, die Frage weniger einfach, und ich neige immermehr zu der Meinung, daß es bei Nietzsche doch keine Täuschung gewesen ist, wenn er an eine Gemeinsamkeit mit dem älteren Mann glaubte. An ein ernstliches persönliches Engagement ist hierbei nicht zu denken; solche hat es bei dem älteren

Burckhardt wohl überhaupt nicht gegeben. Aber aus einer starken Erinnerung gemeinsamer Gesinnungen und Anschauungen muß es doch erklärt werden, daß Nietzsche bis zu allerletzt die Hochschätzung Burckhardts festhielt und noch in seiner letzten Schrift, die er vor dem Ausbruch der Krankheit geschrieben hat, in der „Götzendämmerung", in der er vor nichts und gar nichts Halt macht, vor Jakob Burckhardt mit großem Respekt den Hut abzog. Wenn man die Schwierigkeiten entwirren will, muß man durchaus die ersten Baseler Jahre seit 1867 von den späteren scheiden. Das eigene Zeugnis Burckhardts, auf das Overbeck sich beruft, gehört dem Jahr 1889 an und ist in dem Augenblick abgelegt, wo die Krankheit Nietzsches ausbrach, also zwanzig Jahre nach dem Beginn der persönlichen Beziehungen. Von hier aus fiel ein Schatten nach rückwärts, der Burckhardt zweifellos die Erinnerung an den harmloseren Verkehr mit Nietzsche in dessen ersten Baseler Jahren trüben mußte. Die Briefe aber, die zwischen 1874 und 1886 gewechselt wurden, seit Nietzsche Basel verlassen hatte, und deren Anlaß jedesmal gegeben war, wenn ein neues Buch Nietzsches als Geschenk zu Burckhardt kam, diese Briefe (jetzt zusammengedruckt im dritten Band der Nietzschebriefe) müssen aus unserer Untersuchung ausgeschaltet werden. Burckhardt hat sie mit offensichtlicher Überwindung geschrieben, die mit jeder neuen Zusendung Nietzsches peinlicher und gezwungener wird. Ganz anders wird die Ansicht des Verhältnisses, wenn man von dieser späteren Phase zu den Anfängen hinüberblickt. Gemeinsame Interessen zwischen dem neuberufenen, ungewöhnlich begabten Ordinarius der alten Philologie und einem so erfahrenen Kenner und Liebhaber griechischer Literatur und Kunst gab es genug. Burckhardt hörte sich die Antrittsvorlesung Nietzsches an, dieser ging zu jenem ins Kolleg. Bald berichtet Nietzsche von einer „herzlichen Annäherung zwischen Burckhardt und mir". Oft wiederholt worden ist die Erzählung aus dem Mai 1871, da die Kommune in Paris herrschte, und auf die falsche Nachricht von der Zerstörung des Louvremuseums die beiden Männer instinktiv zueinander geführt wurden, um den unsäglichen Kultur-

verlust und alle tiefen Probleme menschlichen Geschicks zu bereden. Gern würde man die Gelegenheit suchen, in das Tagliche und Augenblickliche dieses Verkehrs hineinzuschen, wovon die Nietzschebiographie ja nur kummerliche Bruchstücke bewahrt hat, und so liegt es nahe, anderweit Ausschau zu halten, um sich Art und Grad dieser denkwurdigen Beziehungen klar zu machen.

Ein solcher Versuch ist nicht vergeblich, und wenn wir es an dieser Stelle unterlassen, eine systematische Analyse der Werke mit Rucksicht auf etwaigen gemeinsamen Gedankengehalt zu geben, so werden ein paar Zitate aus dem späteren Hauptwerk Nietzsches, dem „Zarathustra", vollkommen deutlich zeigen, mit welchem Erfolg in der angegebenen Richtung geschurft werden mag. Ich fange mit Kleinigkeiten und Spuren äußerlicher Entlehnung an und bringe danach auffälligere Berührungen.

Im zweiten Teil des „Zarathustra" im Abschnitt von den Erhabenen (den pessimistischen Erkennern): „Noch lernte er das Lachen nicht und die Schonheit. Finster kam dieser Jäger zurück aus dem Wald der Erkenntnis. Vom Kampf kehrt er heim mit wilden Tieren; aber aus seinem Ernste blickt auch noch ein wildes Tier — ein unuberwundenes! ... Den Arm über das Haupt gelegt: so sollte der Held ausruhen, so sollte er auch noch sein Ausruhen überwinden." „Den Arm über das Haupt gelegt ausruhen", das ist z. B. die Haltung des Apollino in den Uffizien von Florenz, eine als Ausdruck der Ruhe uns fremde Geste. Wie oft habe ich Burckhardt in der Vorlesung uber griechische Plastik das charakteristisch Griechische dieses Motivs betonen horen!

Im dritten Teil das prachtvolle Kapitel: die Heimkehr. „Aber da unten, da redet alles, da wird alles uberhört. Man mag seine Weisheit mit Glocken einläuten: die Kramer auf den Markt werden sie mit Pfennigen überklingeln! Alles bei ihnen redet, niemand

weiß mehr zu verstehen. Alles fällt ins Wasser, nichts fällt mehr in tiefe Brunnen... Alles bei ihnen redet, alles wird zerredet. Und was gestern noch zu hart war für die Zeit selber und ihren Zahn, heute hängt es zerschabt und zernagt aus den Maulern der Heutigen. Alles bei ihnen redet, alles wird verraten. Und was einst Geheimnis hieß und Heimlichkeit tiefer Seelen, heute gehört es den Gassentrompetern und andern Schmetterlingen..." Alles das sind oft wiederholte Lieblingsgedanken Burckhardts, und sogar die Prägung der Worte stimmt. Das „Zerschwatzen" des heimlich Gewachsenen durch Reflexion, Räsonnement, Ästhetik, durch Theorie und Kritik ist eine seiner starken Antipathien. Zumal von der griechischen Kunst hat er gern gesagt, es sei ihr Vorteil und eine der Ursachen ihrer Langlebigkeit gewesen, daß sie nicht wie die Literatur „zerschwatzt" worden sei.

Im zweiten Teil von großen Ereignissen. „Freiheit brüllt ihr alle am liebsten, aber ich verlernte den Glauben an „große Ereignisse", sobald viel Gebrüll und Rauch um sie herum ist. Und glaube mir nur, Freund Hollenlarm! Die größten Ereignisse — das sind nicht unsre lautesten, sondern unsre stillsten Stunden... Und gesteh es nur! Wenig war immer nur geschehn, wenn dein Lärm und Rauch sich verzog. Was liegt daran, daß eine Stadt zur Mumie wurde, und eine Bildsäule im Schlamme liegt!... Im Schlamme eurer Verachtung lag die Bildsäule, aber das ist gerade ihr Gesetz, daß ihr aus der Verachtung wieder Leben und lebende Schönheit wächst! sie wird euch noch Dank sagen, daß ihr sie umstürztet, ihr Umstürzler! Diesen Rat aber rate ich Königen und Kirchen und Allem, was alters- und tugendschwach ist — laßt euch nur umstürzen!"

Im ersten Teil die Kapitel: von neuen Götzen und von den Fliegen des Marktes. „Staat heißt das kälteste aller kalten Ungeheuer... viel zu viele werden geboren: für die Überflüssigen ward der Staat erfunden!... Seht mir doch diese Überflüssigen! Reichtümer erwerben sie und werden ärmer damit. Macht wollen sie und zuerst das Brecheisen der Macht, viel Geld — diese

Unvermögenden! Seht sie klettern, diese geschwinden Affen... Wo der Markt beginnt, da beginnt auch der Lärm der großen Schauspieler und das Geschwirr der giftigen Fliegen usw." Hier klingt einfach alles an und tönt nach, was auch Burckhardt über das Verhältnis des Äußeren zum Inneren, was sein konservativer Sinn über Krisen und Revolutionen, was er über Staat und Erwerbsucht und Streberei, über Großstadte und Reklame gedacht hat. Und nun muß man sich etwa eine Stelle in Burckhardts Vorlesungen wie die uber die Notwendigkeit des Bösen und der Bösen in der Welt vergegenwartigen und sich vorstellen, wie Nietzsche dabei die Ohren gespitzt hat:

„Es wäre ein unerträglicher Anblick, wenn infolge konsequenter Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen hienieden die Bösen sich alle aus Zweckmässigkeit anfingen, gut anzufuhren; denn unvermeidlich vorhanden und innerlich böse wären sie ja doch. Man könnte in die Stimmung kommen, den Himmel wieder um einige Straflosigkeit der Bosen auf Erden zu bitten, nur damit dieselben wenigstens ihre wahren Züge wieder an den Tag legten. Es ist schon so Verstellung genug in der Welt."

Nietzsche mochte denken, es sei lediglich Alter und Temperament, was Burckhardt zurückhielt, mehr zu sagen, und so „biege er ab, wo die Sache an das Bedenkliche streife". In der Tat war Burckhardt in dem Wunsch, seine Kreise nicht gestort zu sehen, überängstlich. Er wollte nicht vorgenommen, nicht beim Wort genommen werden, und so war es eine Art Feigheit, die ihn in Fragen der Gegenwart, in sachlichen wie Personenfragen, zurückhielt, Partei zu ergreifen (Pusillanimitat ist das Wort, das Overbeck gebraucht). Stellt man diese Faktoren in Rechnung, so hat man die Erklärung, was bei aller Zurückhaltung dem Verkehr der beiden Männer auf Jahre hinaus Wärme und gegenseitiges Wohlgefallen gab. Ein Boden gemeinsamer Gedanken und Wünsche war vorhanden. Und damit man nicht glaube, lediglich Burckhardt sei der Anregende und Gebende gewesen, so sei hier mit einer Vermutung nicht zuruckgehalten, die ich bis zu besserer Belehrung

hege. Ich glaube, daß Nietzsche es war, der Burckhardt dazu gebracht hat, sich mit Schopenhauer einzulassen Von selbst hat Burckhardt sicher nicht zu den Werken des Philosophen gegriffen. Da wird es Nietzsche, der um 1870 noch ganz auf dem Boden Schopenhauers stand, gewesen sein, der Burckhardt in diesen Interessenkreis hineinzog. Eine Bekanntschaft, die für Burckhardt manches bedeutete Irre ich nicht, so haben sich einige Grundgedanken der „Griechischen Kulturgeschichte", die in den siebenziger Jahren zusammenwuchs, an dem Verkehr mit Schopenhauerscher Philosophie orientiert und formuliert [1]).

Es ist, wie gesagt, nicht unwichtig, Aufklarung uber diese Beruhrungen zu suchen, und man soll sich das Verhaltnis Burckhardts zu Nietzsche unter dem Gesichtswinkel seines Ausgangs nicht allzu klar und einheitlich vorstellen Aber soviel ist sicher an einem gewissen Punkt, wann dies nun war, stießen sie an die Grenze der Gemeinsamkeit. Burckhardt stand anders zum Christentum; Burckhardt stand anders zur Moral [2]) Man kann es mit einem Wort zusammenschließen Burckhardt stand anders als Nietzsche zur Überlieferung Das Glücksgefühl des ganz freien Atemholens, wenn man Brucken hinter sich abgebrochen und Schiffe hinter sich verbrannt hat, war ihm fremd Er liebte weder die Radikalen noch die radikalen Losungen Davon wird nachher zu sprechen sein

---

[1]) Man sehe meinen Aufsatz über Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte". „Historische Zeitschrift" Neue Folge Bd 49, S. 425 1900

[2]) Hier wäre doch auf den Brief Burckhardts vom 26. September 1886 zu verweisen, worin er sich bei Nietzsche für die Zusendung von „Jenseits von Gut und Bos" bedankt (Nietzsche-Briefe, Ed III, S. 188 ff.). In seinem Begleitbrief hatte Nietzsche B als heimlichen und „schweigsamen" Gesinnungsgenossen in Anspruch genommen. Burckhardt zählt eine ganze Liste von Übereinstimmungen und ihm „Verständlichem" auf Es sind just alle die Punkte über Demokratie, Sekurität usw., von denen die Sprache war. Über das moralische Hauptproblem, wo Nietzsche sich ein Echo erwartet, schweigt Burckhardt.

4. Burckhardt und die Machtpolitik

Den Charakter der gegenwärtigen Zeit bestimmen nach Burckhardt die Entfaltung und Vorherrschaft der Gleichheitsbestrebungen und des Machtwillens der Staaten und Nationen. Von diesen beiden Kräften hält er die Gleichheitsbestrebungen der Demokratie für die stärkere; daher sein Urteil, daß, historisch genommen, Rousseaus „Contrat social" ein wichtigeres Ereignis gewesen sei als der Siebenjährige Krieg. Für unsere Gewöhnung und unsre Instinkte ist hier vielleicht Burckhardt am meisten befremdend. Wenn wir die zeitgenössische deutsche Geschichtschreibung auf den Bahnen Rankes wie Treitschkes die Machtbestrebungen der Nationen als zugestandenes Hauptobjekt des geschichtlichen Lebens und der Geschichtschreibung behandeln und ihr das Pathos ihres Vortrags entnehmen sehen, so hat sich Burckhardt dieses Pathos und jedes Pathos kühl vom Leib gehalten. Im dritten Band seiner „Griechischen Kulturgeschichte", wo er von der Philosophie des Epikur spricht, liest man: Den Luxus der Rhetorik konnte er verschmähen, weil er im Unterschied von den Stoikern, bei denen immer das Postulat vordröhnt, kein Pathos hatte. Das ist sehr Burckhardtisch gesagt. Die Abwesenheit dieses „vordröhnenden Pathos" ist eine seiner charakteristischen Seiten.

Wohl findet man ihn auf Wegen der Überlegung wie diese: Nur an einem durch Macht gesicherten Dasein entwickeln sich die wichtigsten materiellen und geistigen Besitztümer der Nationen. Machtverschiebungen kann eine große Erneuerung des nationalen Lebens entsprechen. Ja in Gestalt einer Hoffnung und Ahnung hegegnet der Ausspruch: Wer die Macht will und wer die Kultur will, vielleicht sind beide blinde Werkzeuge eines dritten, noch Unbekannten ...? Dennoch bleibt als Grundton, daß die Kultur von der Macht nichts zu erwarten habe, und es wird eine Psychologie der Macht gegeben, die zwar an Karikatur streift, aber voll tiefer

Beobachtung steckt. Macht sei Gier, die sich und andre nur unglücklich machen könne. Machtige Regierungen haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Genialc; denn alles musse nach der „Brauchbarkeit" gehen. (Wobei einem der Ausspruch eines ehemaligen süddeutschen Ministers einfallen kann, mit zunehmendem Alter werde man immer dümmer und immer „branchbarer" fur den Staatsdienst.) Vor allem aber wie ein Refrain: Macht und Staatseinheit hätten für Kultur kein Interesse; nur „Pfiffici" meinten, sie konnten dem geeinigten Staat ihr Kulturprogramm vorschreiben. Die großen Dynastien schreiben sich, gestutzt auf ihren Militarismus und ihre Büreaukratie, selbst das Programm und lassen es sich nicht von unten, von der Kultur diktieren. Sie werden auch mit der Konkurrenz der demokratischen Bewegung fertig, und in diesem Sinne nennt Burckhardt den Krieg von 1866 eine „abgeschnittene Krisis ersten Rangs", in der sich die nationale Frage als die fraglos machtigere gegenuber der konstitutionellen erwiesen habe, wonach die Macht ganz systematisch nach innen und außen von oben her organisiert werdeu konnte. Merkwürdig bleibt es ja, daß Burckhardt, der fur alle gestaltende Form so fein mitschwingende Organe besaß, der gegenuber dem gleichsam wild gewachsenen mittelalterlichen Staat in einem bekannten Kapitel seiner Kultur der Renaissance den „Staat als Kunstwerk" analysierte, mit seinem Forminteresse angesichts des staatlichen Formtriebs versagte. Es war die Angst vor dem Mißbrauch staatlicher Einheit und Macht, die ihn auf dem Standpunkt Wilhelm von Humboldts beharren hieß. Trocken wird der Staat als Notinstitut abgefertigt, dem man nicht zuschieben solle, was der Freiheit und was der Gesellschaft gehore. Daß der Staat direkt das Sittliche verwirklichen solle, wird als Ausartung und philosophisch-bureaukratische Überhebung bezeichnet. Bei der Doppelantipathie Burckhardts gegen demokratische Gleichheit, wirtschaftlichen Materialismus und gegen Staatsmacht drängt sich als unheimlichste Ahnung die Anziehungskraft auf, die er zwischen den demokratischen und den dynastischen Kräften heranspürt. Er sieht diese Verbindung kommen, und hatte er es

erlebt, es würde ihn nicht verwundert haben, Monarchen sich als Geschäftsführer der riesigen kommerziellen und industriellen Expansion ihres Landes selber einstellen, ja den Wunsch militärischer und marinärer Machtsteigerung als nationale Notwendigkeit durch das Motiv des Schutzes des Wirtschaftslebens plausibel machen zu sehen. Die amerikanische Demokratie, als Imperialismus mobil gemacht, der in der Konsequenz der gleichen Richtung liegt, hat Burckhardt nicht ahnen können; auch die Neu„idealisierung" der Macht als Organisierung der Rasse, den Erfolg dieser Theorien und Stimmungen und ihren wahrscheinlichen Einfluß auf künftige Gestaltungen hat Burckhardt nicht mehr erlebt [1]) Das aber, was er sah und voraussah, machte ihn hoffnungsarm Den hochmutigen Optimismus des französischen Revolutionszeitalters findet er unüberwunden, ja gesteigert in den vereinigten Kräften des Erwerbs- und Machtwillens lebendig. Die moderne „Kultur" wiegt bei Burckhardt nicht als Kultur; daß sie sich das leichte Geldverdienen als Fortschritt und gar als sittliche Superiorität gutschreibe, erregt seinen Spott, und fragend sieht er sich um von wo der Umschlag und die Erneuerung des Lebens kommen könne

Diese politischen Meinungen hängen aufs engste mit Burckhardts historischen Erfahrungen und Urteilen zusammen. Jeder Despotismus flößt ihm Grauen ein; er nennt Ludwig XIV. ein mehr mongolisches als abendländisches Ungetüm und kann die Kunst des grand siècle, als aus Unfreiheit erzeugt, nicht hoch bewerten Von Zwangsgewalt, Machtgebrauch und Machtmißbrauch des Staates hat ihm die Geschichte die stärksten Eindrücke beigebracht, zumal wo es sich um erfolgreiches Eingreifen in die religiösen Bereiche handelt. „Für eine Religion", wird einmal angemerkt, „ist die geistige Abwendung einzelner Kategorien der Bevölkerung (sei es als Sekte, sei es als gebildete reflektierende Sozietät) belanglos. Die gebildeten Stände, die durch Kultur-

[1]) Lassalle setzt sich in seinem mehrerwähnten Buche von 1856 mehrfach mit Gobineau auseinander. Burckhardt hat das ignoriert.

einflüsse der herrschenden Religion entzogen sind, kehren wohl wieder zu ihr zurück oder arrangieren sich wieder mit ihr aus Klugheitsrücksichten". Dagegen vor dem Eingreifen der Staatsgewalt, wenn sie konsequent gehandhabt wird, unterliegen alle Religionen. Ohne die Kaisergesetzgebung von Konstantin bis auf Theodosius würde die römisch-griechische Religion noch bis heute leben. Dieselbe furchtbare Macht des weltlichen Arms wird genugsam durch das Schicksal der Reformation und die Gegenreformation erwiesen. Alles, was Burckhardt vom Staat historisch erlebt hat und beargwohnt, wird doppelt von Religion und Kirchen in dem Fall befürchtet, wo sie versteinernd ein heiliges Recht über die ganze Kultur breiten. Hierfür ist ihm der Islam das eigentliche Paradigma, eine furchtbar kurze und trostlos einfache Religion, die bei grenzenloser Beschränktheit ihren Bekennern einen „diabolischen" Hochmut des Besserseins einzuflößen vermag. In dem ganzen ungeheueren Bereich islamischer Welt findet sich außer bei Derwisch und Sufi kein Raum für Freiheit gelassen. Burckhardt war — und ich kann hier das Buch aus dem persönlichen Eindruck seiner Vorlesungen ergänzen — von den wenigen deutschen Professoren, denen man gern ein Recht, so zu urteilen, zugestand. Denn überall hatte er die Quellen, wenn auch nur in Übersetzung, gelesen und war selbst in der Geschichte von Byzanz und dem Islam bis in die Einzelheiten der Sektengeschichte und der Literatur hinein in einer Weise beschlagen, wovon andere, profan- wie kirchengeschichtliche Vorlesungen, dergleichen man bei uns gewohnt war, himmelweit abstachen. Kompendienweisheit teilte Burckhardt nicht aus. Alles war aus der unmittelbaren Überlieferung geschöpft. Über nichts habe ich ihn so wegwerfend urteilen hören wie über den Koran; es sei ein elendes und ganz und gar langweiliges Buch, in dem es unmöglich sei, drei Seiten hintereinander zu lesen. (Ich habe später die Probe gemacht und muß sagen, die Monotonie ist doch nicht der zulässige Maßstab. Was wäre die Bibel, wenn sie nur aus den Propheten und Episteln, also allein aus Predigten, bestünde, und wenn die historischen Partien Alten und Neuen Testamentes

weggeschnitten würden[1]) Dieses Urteil weist auf den Punkt, an dem Burckhardts Empfinden aufs leidenschaftlichste reagierte. Am Grab aller individuellen Kultur sah er nur die vollkommene Hoffnungslosigkeit. „Wer die Moslemin nicht ausrotten kann oder will, läßt sie am besten in Ruhe" [1]).

Solange Burckhardt eine legendarische Persönlichkeit war — und das blieb er eigentlich bei seinen Lebzeiten —, konnte man als eine seiner Sonderbarkeiten erzählen hören, daß er, obwohl Basler, dem Protestantismus abgeneigt, dem Katholizismus aber als einer kunstfreundlichen Religion wohlgesinnt gewesen, derart, daß das ästhetische Verhalten in seinem Wesen den Ausschlag gegeben habe. Nun man Burckhardt immer deutlicher kennen lernt, werden jene Aussagen auf ihr gehöriges Maß zurückgeführt, wenn nicht überhaupt als völlige Irrtümer erwiesen. Man wundert sich fast, das Staatskirchentum der Reformation so unbefangen von ihm gewürdigt zu sehen. Indem er in der Anlehnung an die Staatsgewalt eine notwendige Defensive und Rüstung zur Erhaltung eines sonst gefährdeten Kernes erblickt, beweist er genugsam realpolitischen Sinn, um nicht mit so manchen kläglichen Besserwissern Luthern anzuklagen, daß er seinen Protestantismus „verdorben" habe [2]). Die Urteile über den Katholizismus lauten verschieden, je nachdem er Religion oder Kirche ins Auge faßt. Die wechselnden Beziehungen zur Kultur werden fein und fast liebevoll beobachtet. Die Hierarchie aber, die er als solche fast „religionslos" nennt und die Kirche als politisches Macht- und Polizeiinstitut mit der fixen Idee

[1]) Wir haben hier den Einzelfall einer sehr starken Differenz mit Goethe, der, wie seine mannigfachen Zeugnisse erkennen lassen, eine große Hochachtung vor dem Islam besaß.

[2]) Außerhalb seines Gesichtsfeldes liegen die Mächte des protestantischen Individualismus und ihre neuerdings in helles Licht gerückten Zusammenhänge mit der neuen Kultur. Man sehe die bahnbrechenden Untersuchungen von Max Weber, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus im 20. und 21. Band des „Archivs für Sozialwissenschaft" und Ernst Troltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München, Oldenbourg. 1906. Desselben Verfassers Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. 1912.

der Einheit, wertet er wie den staatlichen Despotismus, ja wegen des offensichtlichen Wesenswiderspruches noch ungünstiger. Kein Gregor VII., kein Innocenz III. und Sankt Bernhard findet vor ihm Gnade. Hierin ist Burckhardt von Anfang an entschieden gewesen, wovon man sich bereits in seinem ersten großen Buch, im Konstantin (1853) bei der Beurteilung des Athanasius überzeugen kann (ebenda S. 243 das echt Burckhardtsche Urteil über Hierarchen), den sogar Gibbon in freierer Bewunderung zu feiern über sich gewann. Das Vatikanum von 1870 ist Burckhardt „unverständlich und dunkel", eine unermeßliche Erschwerung der ganzen Stellung des Katholizismus in der Welt. Seitdem sei sowohl für den Staat wie für die Kirche nur noch ein Ausweg: Trennung der Kirche vom Staat, eine Wohltat für den Staat, wenn er die „Komplizität zweier Konservatismen" auflöse, die dem Staat längst eine Verlegenheit geworden ist. Eine Wohltat für die Kirche, wenn sie sich wieder mehr auf ihre inneren Kräfte verlasse und, statt beim Staat vor Anker zu liegen, schwimmen lerne, um wieder Element und Beleg der Freiheit zu werden.

Man sieht, was so vielen unter uns die Gemüter erregt und die Phantasie erfüllt, der Machtnimbus, sei es als nationale Größe, sei es als kirchenpolitische Kraft, er hatte über Burckhardt keine Gewalt, er stritt wider seine tiefsten Einsichten und Überzeugungen, er stieß auf sein unausrottbares Mißtrauen, und dieses Mißtrauen verdichtet und erklärt sich mit dem Urteil: Die Macht ist an sich böse.

5. Burckhardt der Moralist

Die konservative Moral Burckhardts, seine moralische „Borniertheit" wird bei dem Verfasser der „Kultur der Renaissance" vielen, wenn nicht allen etwas Überraschendes sein. Als radikaler Individualist galt er nicht nur Nietzsche, sondern aller Welt. Im November 1879 schreibt Gottfried Keller in einem Briefe (Bächtold,

Gottfried Kellers Leben, Bd III, S 427): „Ich habe neulich wieder Jakob Burckhardts ‚Kultur der Renaissance' durchgelesen und aus seinem homogenen Geiste ein Heimweh nach jener Welt davon getragen, die freilich nicht die unserige ist." Dieser der Renaissance angeblich „homogene" Geist ist Burckhardt nicht gewesen; ein „Prediger" der Renaissance ist er nicht gewesen; er war im Herzen ein Antimacchiavellist, genau wie Christoph Friedrich Schlosser. Sein Buch war rein asthetisch-historisch gemeint und enthielt sich, die Dinge vom sittlichen Standpunkte zu bewerten Aber aus diesem Schweigen zu schließen, es sei eine Art Evangelium bestimmter Inhalte und Vorbilder, ware der große Irrtum [1]). Der Unterschied zwischen der „Kultur der Renaissance" von 1860 und der „Griechischen Kulturgeschichte" von 1880 ist lediglich, daß spater die Zurückhaltung des Moralisten aufgegeben worden ist. Über Burckhardts wahre Gesinnung ist kein Zweifel moglich, seit die „Griechische Kulturgeschichte" und seit die „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" gedruckt sind.

Man kann eine Art Probe darauf machen, wenn man die Würdigung des Mittelalters bei den Männern der Renaissance und bei Burckhardt vergleicht. Dort die schärfste Ablehnung und Verachtung, ein übertrieben feindseliges Gefühl von Partei- und Epochengegensatz; bei ihm ist das offenste Verständnis für das „Individuelle" und Freie im Mittelalter. Umrungen von allen Gefahren ungesicherten Daseins (von der mangelnden „Sekurität" war schon zuerst die Rede), habe es der Nachwelt ein wertvolles Erbe von Unabhängigkeit überliefert; durch die verschlungensten Sonderbarkeiten des Lehenswesens, durch alle Machtzerstückung und Unbehilflichkeit des mittelalterlichen Staates atme die Möglichkeit, Tugenden und Untugenden und echte Freiheit zu entwickeln. In

[1]) Soweit ich weiß, hat das noch niemand ausgesprochen. Außer dem verstorbenen Carl Justi in Bonn, der in seinem Buche über „Michelangelo" (S. 194), wo er sich mit den Auffassungen von Burckhardts „Cicerone" auseinandersetzt, das Richtige völlig deutlich gesehen hat. (1907 geschrieben)

der reichen und zusammengesetzten Persönlichkeit Burckhardts war ein gutes Stück mittelalterlichen Erbes. Er war geborener und überzeugter Anhänger und Parteiganger des Kleinstaates; er besaß dessen Fanatismus, und als Baseler widmete er dem Zürcher einen Haß, der kein anderer war als der mittelalterliche Kommunalhaß italienischer Prägung, wie er in agonaler Nebenbuhlerschaft Mailand und Lodi, Florenz und Siena zerriß. Kleinstaaterei ist Mittelalter, und Burckhardt war überzeugt, daß der Kleinstaat als Verwirklicher der Freiheit ideell die Vorteile des Großstaates samt dessen Macht aufwiege. Vielleicht würde man seinem Empfinden nahe kommen, wenn man sein Interesse für Renaissance als Neigung für dasjenige Mittelalter bezeichnen würde, das aus der Scheu und Bevormundung der Hierarchie herausgewachsen war. Dann würde sich die sonst verwunderliche Verteilung, daß er so ganz mittelalterliche Figuren wie Dante und Bokkaz seiner Renaissance zurechnet, in einen Streit um Worte auflösen. Für seine historische Vorstellung gab es keine treffendere Analogie der Renaissance als die Epoche der antiken Welt, da die alten, furchtbaren Zwangsmächte zusammenbrachen und den individuellen Kräften Raum gaben. Nicht wie in unserm Mittelalter war es dort die Religion und Kirche, deren Macht im Wege stand: die heidnische Religion war eine Laienreligion, die geringen Widerstand leistete; sie hatte keine Priester und Dogmen. Wohl aber war es die staatliche Zwangsanstalt, die Polis, die zerbrechen mußte, und nun muß man die Schilderung im dritten Band der „Griechischen Kulturgeschichte" oder in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" lesen, wie die Poesie als Erzieherin den antiken Menschen entließ, damit ihn die Philosophie in Empfang nehme und zu Monotheismus, Atheismus, Pantheismus führe.

Einen Punkt gab es aber, über den Burckhardt all seine Neigung für die antike Blüte und für die italienische Renaissance nicht hinausbrachte. Er hielt die allerstärksten ethischen Vorbehalte aufrecht. Der „Heide" oder „Renaissancemensch" ist er nicht gewesen. Hier trennten sich seine Wege deutlich nicht nur von denen Nietzsches; so weit hätte er gar nicht zu gehen brauchen.

Wenn er gewollt, hätte er den unbefangenen, gegenüber der Moral laxen politischen Standpunkt in der zeitgenössischen deutschen Geschichtschreibung finden können. Die an Ranke anschließende Historie ist zum mindesten nicht sittenrichterlich gestimmt, und in unserer historisch-politischen Lehre ist die Unterscheidung von zwei Moralen und die Dispensation vom gewohnlichen Sittengesetz im Staats- und Allgemeininteresse ein gelaufiger Grundsatz geworden. Sie ist es in jeder Politik der Welt, wenn man sich durch die beliehten Bemantelungen nicht tauschen lassen will. Treitschke zitierte in seinen Vorlesungen über Politik mit Vorliebe und herzlicher Zustimmung, wenn er auf die Doppelzüngigkeit des Grafen Cavour zu sprechen kam, dessen Rede: „Mag mein Name, mag meine Ehre zugrunde gehen, wenn nur Italien einig wird!" Man pflegt dieses Verhalten als einen Fortschritt gegenuber Schlossers sittlicher Enge und Moralpedanterie zu verzeichnen, und so konnte vermutet werden, Burckhardt sei einfach auf dem Schlosser-schen Standpunkt stehen geblieben und habe als kleiner Schweizer nicht mitkommen konnen, wo wir Deutsche von den hochgehenden Wogen des modernen nationalen Lebens in die Hohe getragen worden seien. Jener energische Ausspruch Burckhardts: die Macht ist an sich bose, ist ein Zitat aus Schlosser. Hier fand sich der angebliche Parteiganger der italienischen Renaissance mit dem Antimacchiavellismus Schlossers auf gemeinsamem Boden. Es sind solcher Berührungen noch mehr als eine. Was Schlosser in seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" vom Herzog von Marlborough sagt, er habe das Verderben der neueren Zivilisation, den Papierhandel, über Europa gebracht und die Geldmacht gegründet, die mit den niedrigsten Triebfedern alles Hohe bekämpfe und in Verbindung mit der rohen, bezahlten Gewalt die neuere Menschheit in unauflösliche Fesseln schlage — das ist auch ein Stück Burckhardtscher Abneigung und Kritik seiner Zeit geblieben. Aber die Unterschiede gegen Schlosser sind doch ebenso groß. In Schlosser kam die burgerliche Opposition gegen die Gesinnung der Höfe und Fürsten nicht ohne einen Beigeschmack von Rachsucht zum Wort. Das „viel-

gequälte Bürgertum", wie es einmal Erich Marcks bezeichnet hat, findet in ihm seinen Prophéten. Daher seine Tadelsucht, die Beschränktheit eines noch unsicheren und daher zur Übertreibung geneigten Selbstgefühls, sein ethischer Hochmut. Wie sein Lieblingsdichter Dante teilt er als strenger Moralist seine Zensuren aus. Über die Unerbittlichkeit, mit der Dante eigenmächtig die ganze Vor- und Mitwelt in die Behälter seiner drei großen Räume einsperre, macht Burckhardt irgendwo im „Cicerone" eine sehr abfällige Bemerkung. Er fand darin einen sträflichen Hochmut. Die Freude am Mannigfaltigen war zu groß in ihm. Jede plebejische Ranküne, die sich leicht in Tugendschwärmerei hüllt, lag ihm fern; seine Abneigung gegen demokratische Mittelmäßigkeit war die stärkste. Wenn er dennoch, ein Schüler Rankes, aus dieser Schule hinauswuchs und offenbar in gewissen Stücken zur Defensive älterer, überwunden geglaubter Standpunkte zurückkehrte, so liegt in der Bewußtheit dieses Schrittes etwas hoch Auffälliges. Er war nicht bei Schlosser stehen geblieben, sondern er trat von Ranke wieder eine Wegeslänge zu Schlosser zurück. „Die Macht ist an sich böse", dieses 1870 schroff auszusprechen, wo man bereits frei wie durch ein offenes Portal in die neue Zeit der Machtkonkurrenzen hineinsehen konnte, klang wie ein Protest gegen alle Gewohnheit unserer Vorstellungen. Burckhardt stellt sich uns offensichtlich in den Weg. Was will er und wie kommt er in diese Rolle einer fast nach Märtyrerfreude schmeckenden Überzeugung und Bekennerschaft?

Nirgends zeigt sich die Nichtigkeit und Unfruchtbarkeit des geläufigen Rezeptes, jemanden aus seiner Zeit und Umwelt zu erklären, erschreckender als wenn man an die Psychologie großer Männer rührt. Mittelmäßigkeiten gehen restlos in ihrer Zeit auf; denn sie sind selbst nichts als Zeitlichkeit. Jene andern aber zeigen ein fast chaotisches Durcheinandergreifen von Bildungsschichten mannigfachster Vergangenheit, die in einem nie völlig zu entratselnden Prozeß der Bildung des Individuums verarbeitet, zusammengeglüht und geschmolzen worden sind.

Wenn sich Burckhardt angesichts einer rücksichtslosen und von allgemeiner Zustimmung getragenen Machtpolitik auf den moralischen (manche würden sagen, philistermoralischen) Standpunkt zurückzog, bietet sich zur Erklärung als nächste Möglichkeit, ob vielleicht an eine letzte Zuflucht christlich orientierter Moral zu denken sei

Sein Verhältnis zum Christentum hielt Burckhardt für völlig geklärt, und zwar fast vom Anfang seiner schriftstellerischen Laufbahn an. Das Wesentliche am Christentum sah er in der Askese und Außerweltlichkeit. Schon im „Konstantin" (1853), am Ende des 9. Abschnitts, begegnet der Satz „Es gibt überhaupt kein Verhältnis zur außeren Welt mehr, sobald man gewisse Worte des Neuen Testaments ernstlich nimmt und sich nicht mit Akkomodationen durchhilft." Da sich die Neuzeit in der entgegensetzten Richtung bewegt, schien es Burckhardt unmöglich, im Christentum die absolute Religion zu sehen. Die Unvereinbarkeit moderner Ethik und christlicher Moral war ihm eine ausgemachte Sache „Man hebt das demütige Schwegwerfen und die Geschichte von der linken und der rechten Backe nicht mehr. Man will die gesellschaftliche Sphäre behaupten, wo man geboren ist." Auf die Widersprüche religioser Residua mit dem widerstandslos herrschenden modernen Geist hinzuweisen, wird er nicht müde, und hierin konnte er in Basel wohl seine besonderen Erfahrungen machen [1]) Glaubte er also in dem von ihm angenommenen spezifisch christlichen Sinn kein Kind Gottes zu sein, so wies er sich den Platz bei den Kindern der Welt an. Seine Freude an Kultur, wie er sie als Geschichtsschreiber ausgedrückt hat, sein Sinn für die Kunst, das sind Goethesche Züge seines Wesens. Sein starker Empirismus, dessen Methodik die Geschichte nicht viel anders he-

[1]) Man lese die Stelle der Betrachtungen „Man muß arbeiten und viel Geld verdienen, überhaupt der Welt alle mögliche Einmischung gestatten, selbst wenn man die Schönheit und den Genuß haßt, in Summa: man will bei aller Religiosität doch nicht auf die Vorteile und Wohltaten der neueren Kultur verzichten, und gibt damit wiederam einen Beweis von der Wandlung, in welcher sich die Ansichten vom Jenseits befinden"

trachten kann, als man Natur zu betrachten sich gewöhnt hat, sein Sensualismus, sein bestimmter Kunstgeschmack, der sich auf der Winckelmannisch-Goetheschen Linie hält, man kann das alles Mitgift des 18. Jahrhunderts nennen. Aber es blieb ein ganz großer Unterschied gegen das 18. Jahrhundert. Burckhardt teilte nicht dessen Optimismus, ja er nahm an diesem Optimismus den stärksten Anstoß. Es gibt kaum eine schärfere Grenzscheide der Geister, als diese zu Beginn des 19. Jahrhunderts gezogene. Goethe, der noch den Blutreichtum und die Fülle des Jahrhunderts seiner Geburt besaß, hat gelegentlich in seinen letzten Jahren die Schwäche als den Charakterzug der neuen Zeit bezeichnet. Es war, als wenn mit den ungeheueren Erschütterungen der Revolutions- und Freiheitskriege ein überstarker Aderlaß die Menschheit geschwächt und hoffnungsärmer gemacht hätte.

Burckhardt hatte einen starken Eindruck von der großen Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller Dinge der Welt; in seinem selbstverfaßten Nekrolog merkt er diesen Zug schon für sein zwölftes Jahr, in dem ihm die Mutter starb, mit den Worten an, jener Eindruck habe seine Auffassung der Dinge bestimmt. Menschen, die ihn einigermaßen gekannt haben, waren doch über den enormen Pessimismus erstaunt, der in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" zutage tritt. Von einer Ansteckung durch Schopenhauer dürfte man nicht sprechen; denn dessen Erfolg (das Hauptwerk ist 1818, in Burckhardts Geburtsjahr, erschienen) gründete sich eben auf das immer steigende Entgegenkommen im herrschenden Empfinden.

Burckhardt gehörte zu den Naturen, die an der Zeitlichkeit leiden. Er haßte Zeitungen, Geschäft, Menschenvolk. Mit immer neuem Staunen sieht er auf die Wandelbarkeit der Dinge. Der Geist, sagt er, ist ein Wühler. Er erbaut sich eine Wohnung in tausendfältiger Arbeit und Ausbreitung und Wert und Sicherheit, und dann zerstört er sein Haus und auferbaut mit demselben Ernst und demselben Mut ein neues. Die Geschichte mit ihren ungeheueren Anstrengungen und Zerstörungen berührte ihn als ein Schauspiel des

Wechsels und der Vergänglichkeit aufs tiefste; die „eiskalte“ Objektivität angesichts solcher Eindrücke war ihm unmöglich, und ein „Objektivtun“ schien ihm Pose. Und nun im Vordergrund all dieser Verwandlung Gemeinheit und Habsucht auf ihren Wegen, Jämmerlichkeit und Elend. (Soll man sagen: Burckhardt litt an dem Weltschmerz, der das Erbteil aller starken Idealisten ist? Sein Idealismus rettete sich damit, daß er die Welt nicht für ganz und gar glaubhaft und ernst nahm. Dies ist der Grund, weshalb ihm der Erfolg im Grund wenig imponierte. Inmitten einer Zeit, die sich gewohnt hat, den Erfolg anzubeten, den Erfolgreichen, den Mächtigen und die Zahl „realpolitisch“ einzuschätzen, konnte sein Herz die Brutalisierung der Gefühle nicht mitempfinden; er mag nicht ewig die Tuba dem Triumphator ertönen lassen. Denn er konnte, unübertäubt von Triumphoden glücklicher Sieger, nicht darüber wegkommen, daß Jammer der Überwundenen Jammer bleibe.

Wieder erhebt sich hier die Frage, warum bei dieser Stellung zur „Welt“ sich keine religiöse Lösung und Befriedigung im Christentum dargeboten habe. Burckhardt hatte ein sehr starkes religiöses Organ; er glaubte an etwas, das hinter dem Ablauf und der Flucht des Zeitlichen als ein einzig Wahres stehe, und wenn er es ablehnte, Christ zu heißen, so konnte er doch meinen (diese Äußerung hörte ich von Professor Smend in Göttingen): Wir „blinden Heiden“ sehen besser, wie hoch das Münster ist als die, die darinnen sitzen. Warum wollte er, der die weltflüchtigen Anfänge des Christentums mit unverhohlener Begeisterung verfolgte, der so teilnehmend die Modifikationen, die Verwandlungs- und Erneuerungsfähigkeit des Christentums beobachtet hat, warum wollte er ihm keine Möglichkeit zugestehen, sich mit der neuen Kultur fruchtbar zu berühren? Warum wollte er die Anerkennung des lex naturae neben der lex Dei im Christentum nicht sehen? wie konnte er das Wesen des Christentums auf Askese festlegen? Es ist nicht anders: auch die Großen halten Lieblingsirrtümer mit eigener Zähigkeit fest. Die Richtung, die in Ludwig Feuerbach das Wort nahm, und deren Eindruck auf Männer wie Richard Wagner und Gottfried Keller

der stärkste gewesen ist, behielt Burckhardt in ihrem Bann [1])

So griff denn sein religiöses Bedürfen, dem angesichts des Christentums und der modernen Welt der Mut gebrach, der zum Glauben gehört, zu einem Quietiv. Er hat darin mehr Genossen, als man denkt: die Ermudung am Zeitlichen und Irdischen, die ihn nach Frieden und nach Ewigem dursten läßt, führt ihn zur Dichtung und zur Kunst. Was er bei den Griechen als den dunklen Wurzelboden einer herrlichen Poesie und Kunst erkannte, die pessimistische Grundstimmung des Lebens, dieses Verhältnis hatte er an sich erfahren und erlebt. Nur mit Ergriffenheit wird man die folgende Stelle aus den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" vernehmen. Vielleicht ist sie die empfundenste des ganzen Bandes.

„Die Poesie hat ihre Höhepunkte, wenn sie aus dem Strom des Lebens, des Zufälligen und Mittelmäßigen und Gleichgültigen heraus, nachdem sie vorläufig in der Idylle anmutig darauf mag angespielt haben, das Allgemein-Menschliche in seinen höchsten Äußerungen herausnimmt und zu idealen Gebilden verdichtet und die menschliche Leidenschaft im Kampf mit dem hohen Schicksal nicht von der Zufälligkeit verschüttet, sondern rein und gewaltig darstellt, — wenn sie dem Menschen Geheimnisse offenbart, die in ihm liegen, und von welchen er ohne sie nur ein dumpfes Gefühl hätte, — wenn sie mit ihm eine wundervolle Sprache redet, wobei ihm zumute ist, als müßte dies einst in einem besseren Dasein die seinige gewesen sein, wenn sie vergangene Leiden und Freuden Einzelner aus allen Völkern und Zeiten zum unvergänglichen Kunstwerk verklärt, damit es heiße: spirat

[1]) Ich setze hier eine besonders charakteristische Stelle aus Kellers Sinngedicht her: „Wozu sind wir denn Christen", sagte die Mutter, „wenn wir das Wort des Herrn das erste Mal verachten wollen, wo es sich gegen uns selbst wendet". Erschüttert, mit sich selber ringend, rief Erwin, der mehr wußte als die Mutter: „O Mutter, Christus der Herr hat die Ehebrecherin vor dem Tode beschützt und vor der Strafe, aber er hat nicht gesagt, daß er mit ihr leben würde, wenn er der Erwin Aljenauer wäre".

adhuc amor, vom wilden Jammer der Dido bis zum wehmütigen Volkslied der verlassenen Geliebten, damit das Leiden des Spätgeborenen, der diese Gesänge hört, sich daran läutere und sich in ein hohes Ganzes, in das Leiden der Welt, aufgenommen fühle, was sie alles kann, weil im Dichter selber schon nur das Leiden die hohen Eigenschaften weckt, und vollends, wenn sie die Stimmungen wiedergibt, welche über das Leiden und Freuen hinausgehen, wenn sie das Gebiet desjenigen Religiösen betritt, welches den tiefsten Grund jeder Religion und Erkenntnis ausmacht: die Überwindung des Irdischen."

Und nun zitiert Burckhardt Jesaias 60 und Calderon und in einigem Abstand Goethe: „Der du von dem Himmel bist ..."

Von hier erleuchtet sich nun die Bedeutung, die das Studium der Geschichte für Burckhardt gehabt hat. Zum einen Teil war sie ein Quietiv wie Poesie und Kunst. Sein Beruf war ihm nicht Beschäftigung und Amt, sondern tiefste persönliche Befriedigung und Glück. „Das Offenhalten des Geistes für jede Große ist eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glücks." Auf allen Wegen Erhebung zu suchen, ungehemmt, auch national nicht befangen, das Große zu empfinden, war der Durst seines Lebens. „Im Reich des Gedankens gehen alle Schlagbäume billig in die Höhe. Es ist des Höchsten nicht so viel über die Erde zerstreut, daß heute ein Volk sagen konnte, wir genügen uns vollständig, oder auch nur, wir bevorzugen das Einheimische ... Im geistigen Gebiet muß man einfach nach dem höheren und höchsten greifen, das man erreichen kann." Dieses Freiheitsbedürfen atmete leicht in einer Atmosphäre, die möglichst wenig Übereinkömmliches, Befangenes, Gebundenes, Zwangs- und Machtanstaltmäßiges enthielt und in der alles Geistige sich leicht entband. Zugleich mußte diese Freiheit den Luftdruck einer gewissen Kulturreife und -schwere wünschen, die den Dingen Maß und Stil gab. Wo dennoch Zeitliches nahe kam und drückte, gab es Flügel, sich in das Geisterreich zu erheben. So hatte schon Lasaulx gesprochen: „einen Vorteil wollen wir uns, die wir studieren gelernt haben,

nicht entreißen lassen, daß wenn uns die Gegenwart nicht gefällt, wir unsre verstorbenen Freunde aller Länder und Zungen zu einem philosophischen Gastmahl einladen und mit ihnen Gespräche pflegen, wie sie uns und ihnen genehm sind."

Man würde eine solche Abkehr von der Gegenwart und ein Schwelgen in idealisierten Vergangenheiten egoistischen Genuß nennen und romantische Betäubung. Aber Genußmittel der Phantasie, Quietiv ist die Geschichte für Burckhardt wohl streckenweise gewesen. Daruber stand ihm selbstlos strenge Betrachtung, und hier öffnet sich der Einblick in ganz andere Bahnen als die des Ästheten und des gewissenlosen Künstlers.

Burckhardt hatte ein Kredo. Wäre die Geschichte ein bloßes Veränderliches, so wäre sie ein Spiel. Er spurte zu deutlich, daß er als Einzelgeist teil habe an einem großen Rätselhaften, das ihm Verehrung abgewann und das ihm an Ewigung Anteil gönnte. Über aller Verwandlung stand ihm ein dauerndes, ein Rest des Gewesenen, der nicht unterging, vielleicht nicht untergehen durfte. Die Kontinuität der Überlieferung, wie sie ihm in den großen Erscheinungen des römischen Philhellenismus, der die griechische Kultur gerettet hat oder in der mittelalterlichen Kirche, die die Literatur des Altertums bewahrt hat, entgegentrat, war ihm sichere Gewähr der Dauer und Bedeutung des Menschengeistes. Theoretisch und praktisch war ihm die Macht der Überlieferung unabweislich. Praktisch hielt sie ihn von allem Radikalismus fern und machte ihn zum starksten Hasser des politischen Radikalismus. Zugleich aber schien ihm in der Kontinuität ein metaphysischer Beweis für die Bedeutung der Dauer des Menschendaseins zu liegen. „Das Bewußtsein des Zusammenhangs muß in uns leben. Denn wir wissen nicht, ob ohne unser Wissen davon ein Zusammenhang des Geistigen vorhanden ware." So konnte er wortlich und im Ernst von seiner Religion der Überlieferung sprechen. Die Verehrung der Überlieferung war ihm Religion. Der Historismus des neunzehnten Jahrhunderts offenbart sich hier mit unbeschreiblicher Klarheit. Neben den Naturwissenschaften und auf

gleichen Wurzeln mit ihnen sich erhebend, ist er die stärkste geistige Großmacht der Zeit gewesen [1]).

Ist nun der menschliche Geist so angelegt, daß selbst die reinste Betrachtung einer Verankerung in dem Bedürfen und der Befriedigung unserer praktischen Vernunft bedarf? Die Geschichte des Historismus kann noch nicht geschrieben werden. Mit hinreichender Deutlichkeit zeigen sich indessen zweierlei Richtungen. Die eine hatte das praktisch belebende Vorurteil von Machtgedanken, Machtformen, Ideen, die sich emporkämpfen, Zwecken, die sich befriedigen wollen. Die andere hatte ein Mißtrauen gegen Machtgedanken, gegen bestimmte Machtformen, gegen Zwecke oder Ideen, die sich, koste es, was es wolle, durchsetzen müssen. Das praktisch Gewisse schien ihr das Sittengesetz, das durch keinerlei Teleologie ins Wanken gebracht werden dürfe. Für Burckhardt war sein Skeptizismus die eine Wurzel seines Moralismus; er ergänzt ihn ganz wesentlich, indem er jede Zweckkonstruktion und Legitimierung der Immoralität als nichtig zurückweist.

Dieser felsenfeste Moralismus Burckhardts tritt in den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" auf jeder Seite hervor und gibt den unmißverstehbaren Kommentar für die Weltanschauung des Verfassers der „Kultur der Renaissance".

Daß aus Bosem Gutes, aus Unglück relatives Glück geworden ist, folgt daraus, daß Böses und Unglück nicht anfänglich waren, was sie waren? Jede gelungene Gewalttat war böse und ein Unglück und allermindestens ein gefährliches Beispiel. Die Weltgeschichte kennt Wirkungen des Bösen, die jeden Glauben an Recht und menschliche Güte zerstört haben. Und weiter: Wenn man politische Verbrecher und Verbrechen in der Überzeugung absolviert, daß der Vorteil einer Gesamtheit, eines Staates oder Volkes, etwas so Unveräußerliches sei, daß er durch nichts auf ewig beschädigt werden dürfe . . . sind denn Nationen wirklich etwas so Un-

[1]) Hier möchte ich an die Kapitel 2 und 3 meines Buches, „Kampf um die neue Kunst", erinnern dürfen.

bedingtes, a priori zu ewigem und mächtigem Dasein Berechtigtes?

Burckhardt sagt: sie sind es nicht, und das Begünstigen des großen Verbrechers hat auch für sie die Schattenseite, daß dessen Missetaten sich nicht auf dasjenige beschranken, was die Gesamtheit groß macht, daß die Abzirkelung des löblichen oder notwendigen Verbrechens in der Art des „Principe" ein Trugbild ist. Zu dieser demoralisierenden Rückwirkung auf den Einzelnen kommt nun aber die Erschütterung der allgemeinen Sittlichkeit, die Demoralisierung des Ganzen durch die Macht des Beispiels. Eine Nation pflegt das Glück, einen sehr großen Mann besessen zu haben, nicht billig zu bezahlen, und wo ein großer Napoleon war, melden sich bald kleinere, die sich für jenen halten und nach seinem Maßstab wirtschaften. Der Egoismus, der in gefährlichen Augenblicken dem Ganzen und dem Großen als berechtigt zugebilligt wird, läßt sich nicht bannen und schiebt schließlich auch in privaten Grenzen jede Zurückhaltung als Philistermoral zur Seite. Natürlich trifft, was hier der profangeschichtlichen Erfahrung entnommen ist, ebenso die Geschichte der Religionen. Die Männer „nach dem Herzen Gottes", von denen das Alte Testament spricht, sind von Konstantin dem Großen und von Chlodwig nicht verschieden, um des religiösen Verdienstes willen wird ihnen alle Ruchlosigkeit nachgesehen. Indem also die Religionsgeschichte dem Verbrechen Absolution erteilt, bringt sie die Religion in den nämlichen Konflikt mit der Moral, wie im anderen Fall die politische Raison sich über die Moral hinwegsetzt.

Bedenken dieser Art wirken doppelt eindrücklich bei einem Mann, der für alle Große den offensten Sinn hat, der in der Ökonomie des Weltganzen große Männer für notwendig und erziehlich hält, und der sich vor dem großen Geheimnis beugt, daß eine „Koinzidenz des Egoismus des Individuums mit dem, was man den gemeinen Nutzen oder die Größe, den Ruhm der Gesamtheit nennt, sich zeigt", Ahnungen oder Einsichten, wie sie ähnlich gegen Ende des zweiten Teils von Goethes „Faust" begegnen. Liegt nun darin eine Rechtfertigung oder eine

Art von Rechtfertigung des Bosen in der Welt, als sei es ein providentielles Werkzeug des Guten?

Burckhardt lehnt das deutlich ab und steht mit seinem Glauben an das radikal Böse Kant naher als der Meinung Goethes. Das Böse bleibt böse, unabhangig von den Folgen. Dieser sein Wertmaßstab ist unverruckbar, und um so mehr, als andere Wertmaßstabe nicht anerkannt werden. Wer religiöse oder nationale Zwecke und Ideen verficht, findet darin leicht die Indemnitat für böse Mittel. Burckhardt ist zu vorsichtig und skeptisch, um auf diesen Boden zu treten. Wenn er die Grundung des Imperium Romanum sieht, das darin sich ausbreitende Christentum und die Übermittlung all dieses Erbes an die Germanen, so spricht er wohl von einem „uns recht scheinbaren weltgeschichtlichen Zweck"; er gibt im Lauf der Dinge der Zivilisation gegen die Barbarei recht; er fühlt „hohere Notwendigkeiten"; er konstatiert das Recht des Starkeren, nicht nur in der Natur, sondern auch ein großes Stück weit in die Menschengeschichte hinein. Aber der Einwand bleibt, der Starkere sei noch lange nicht der Bessere, es bleibt der Einwand, wir wußten nichts von Zwecken und dann selbst wenn solche existierten, konnten sie nicht auf andere Weise erreicht werden? Teleologie ist Wunsch; unser Wünschen ist blind, und wir halten für Torheit, was wir ein andermal für Weisheit bielten. Unsere Weltplane und Programme sind verkappte Wunsche. Wünschbarkeit als Maßstab ist trügerisch. Auch ist doch vielleicht nichts in der Welt notwendig. Wie vieles ist Zufall, Gunst der Stunde, entscheidendes Zugreifen der Persönlichkeit!

Teleologie und Optimismus, der Glaube, daß immer höhere Zwecke gesetzt werden, immer mehr Fortschritt sich geltend macht, sind keine selbstverstandliche Verbindung. Vom Buch Daniel der Bibel an (ja aus der Heidenzeit herüber) zieht sich uber Augustin durch das ganze Mittelalter eine pessimistische Teleologie. So sehr Burckhardt gegen den „wohlfeilen" Optimismus der Fortschrittsseligkeit gestimmt ist, die pessimistische Wendung macht ihm die Teleologie um nichts annehmbarer. Sein Skeptizismus halt ihn dagegen gefeit, und so bleibt dieser Skeptizismus, als welcher sich gegen

Zwecke als täuschende Illusionen und gegen gewissenlose Mittel als Diener dieser Zwecke verschließt, der untrennbare Gefährte seines Moralismus. Dieser Moralismus ist aber der harte Kern von Burckhardts Persönlichkeit, es ist der Felsen, auf den er gebaut ist. Wenn man ihn für einen eigensinnigen Individualisten gehalten und seine Antipathien gegen politischen, kirchlichen, demokratisch gleichpressenden Druck für etwas erfreulich Unmodernes und Antisoziales begrüßt hat, so erkennen wir jetzt den Punkt, an dem er Halt machte. Dieser Punkt lag diesseits von Gut und Bös, und sein Moralismus war der Ausdruck eines starken sozialen Empfindens. Man kann es auch anders und ohne aktuelle Farbengebung aussprechen.

Von der Wurzel des deutschen Idealismus her blieb das Vermachtnis Schillers in Burckhardt lebendig. Die Freundschaft Goethes und Schillers ist seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den meisten unverständlich und gleichgültig geworden. Nicht so für Burckhardt. Sie war und blieb ihm ein starkes geistiges Erlebnis, und seine Seele behielt die Wärme, die von jener verdoppelten Glut ausstrahlt. Daß er Goetheisch empfand und zugleich Schillerisch blieb, hierin ragt er vielleicht am fühlbarsten über seine Zeit und die Zeitlichkeit hinaus. Hierin liegt eine starke Gewähr für die Fortwirkung seines Geistes.

II. Die Jugend Burckhardts und die Entstehung seines Renaissancebegriffs

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages am 25. Mai 1918

1. Die Entdeckung der Renaissance

Für die Geltung der Lebens- und Kunstanschauung, die in der Vorstellung: Italienische Renaissance enthalten ist, bedeutet es nicht wenig, daß eine so anziehende und starke Persönlichkeit wie Jakob Burckhardt ihr Dolmetscher und, wie viele ohne weiteres glauben, ihr Vertreter gewesen ist. Von seinen Werken hat zur Umbildung des Geschmacks weiter Kreise fraglos der Cicerone das meiste beigetragen. Obwohl beim Erscheinen dieses Buches, 1855, ein so guter Kenner wie Waagen, als er das Werk anzeigte, sozusagen vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen und sich den neuen Kurs in der Richtung zur Renaissance nicht klar gemacht hat, ist tatsächlich die Werbearbeit für die neuen Wertungen bis heute vom Cicerone Burckhardts maßgebend gefördert worden. Kein Gebildeter, der neben dem Bädeker nicht den Cicerone mit in das Reisegepack nach Italien gesteckt hätte, so daß Carl Justi ihn einmal ärgerlich als unseren Geschmacksvormund bezeichnen konnte. Die Theorie zu dieser langsamen, aber sicheren Gängelung des Publikums (von der ersten bis zur zweiten Auflage des Cicerone brauchte es vierzehn Jahre; dann wurde das Zeitmaß ein anderes) hat die „Kultur der Renaissance in Italien" geliefert. Hier sind die Grundlagen für die neue kulturphilosophische Konstruktion gelegt, dem Mittelalter kostbare Provinzen entrissen, aus Annexionen das Gebiet der italienischen Renaissance

gebildet und gerechtfertigt worden. Die hier geprägten Meinungen haben fast dogmatische Geltung gewonnen. Der Glaube an die Renaissance ist allmählich ein Stück der auf ihre angebliche Voraussetzungslosigkeit stolzen allgemeinen Bildung geworden. Burckhardts Kultur der Renaissance ist kein leicht zu lesendes Buch. Sich damit zu quälen, ist für die meisten nicht nötig. Denn in zahllosen Verdünnungen, Aufgüssen, Erweiterungen ist der Stoff der italienischen Renaissance zugänglich gemacht worden. Wenigstens die Dialoge über die Renaissance vom Grafen Gobineau (1877) hat jeder gelesen; die Phantasie der Zeit war so in diese Gegenstände und Personen verliebt, daß das künstlerisch mehr als unzulängliche des Gobineauschen Buches mit Haut und Haaren verschluckt wurde. Hatte sich unser Gustav Freytag mit guten Gründen gescheut, in seinen „Ahnen" die großen weltgeschichtlichen Persönlichkeiten zu Trägern der Handlung zu machen, um sie lieber bei seltenen Anlässen aus der Kulisse blicken zu lassen, so mußten wir nun die Halbgötter der Geschichte und Kunst der Renaissance als Schauspieler die Rollen des Gobineauschen Textes spielen und lange Reden halten hören.

Um nicht Selbstverständliches unnütz zu wiederholen: hinter der Botschaft an die breiten Kreise und an die Gedankenwelt der Tagesmeinung und Tageszeitung reckte sich die Gestalt Nietzsches empor und die Predigt vom Gewalt- und Übermenschen als des höheren Menschentypus. Vorbilder und Beispiele in Überzahl bot keine weltgeschichtliche Periode so treffend wie die italienische Renaissance. Vom bequemen und verstandlichen Schlagwort bis zu den süßgiftigen Prägungen eines in dünne Luftschicht verstiegenen Gratwandlers ging allmählich eine Saat auf, über die der Basler Gelehrte, der einst die Samenkörner ausgestreut hatte, billig erschrecken mußte. Das Schopenhauersche Lauern auf Ruhm und Beifall war ihm ohnedies fremd. Es gab keinen bescheideneren Gelehrten als Jakob Burckhardt. Der Nachlebende besinnt sich, diese Stille zu stören, die vier Wände zu durchbrechen, in die der große Basler sich zurückgezogen, das Inkognito, in das er sich und seine

Werke gern gehüllt hätte, taktlos der Maske zu berauben Aber es sind nun einmal Burckhardtische Gedanken, die der Renaissancebewegung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts das Bett gegraben haben. Einer der Freunde, Schüler und Bewunderer Burckhardts, Heinrich von Geymuller, hat es so ausgedruckt: Ich mochte noch so weit von Basel sein: das Zimmer Jakob Burckhardts kam mir vor wie der Mittelpunkt der Erde, von welchem wir Bürger und Diener der Renaissance angezogen wurden [1])

Von einer gewissen Hohe gesehen, scheinen sich die vielberufenen Gegensätze von Klassizismus und Romantik einzuebnen. Wenn das Wesen der Romantik mit Ungenügen an jedweder Gegenwart, mit Flucht aus der Wirklichkeit bezeichnet wird — einerlei, welches die psychologischen Voraussetzungen des Auseinanderlebens von Einzelanspruch, Ort und Zeit sein mögen —, so macht es keinen Unterschied, ob die Zuflucht unter den Saulen des Parthenon oder im Helldunkel romanischer und gotischer Räume gesucht wird. Winckelmann, auf den das bleierne Grau des Nordens und die theologischen, seine Sinnlichkeit hemmenden Befangenheiten drückten, war nicht minder Romantiker als Wackenroder, der Nürnberg für uns entdeckte. In diesem Sinne ist ein Stuck Romantik und Sehnsucht im Blut aller edleren Naturen

In größerer Nähe gesehen, bezeichnen indessen die berührten Gegensätze Pendelausschwingungen des allgemeinen Geistes, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wechseln scheinen Bei uns ist Nazarenertum und Neigung zum Mittelalter um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durch die Wendung zur italienischen Renaissance abgelost worden, die durch das Neuheidentum des „jungen Deutschland" vorbereitet war [2]).

[1]) „Burckhardts Briefwechsel mit Heinrich von Geymüller", herausgegeben von Carl Neumann 1914. Einleitung S 6.

[2]) Hierüber mein Essai über Jakob Burckhardt von 1898, „Deutsche Rundschau", 24. Jahrgang, März, S 382.

Diese unsere Renaissance der Renaissance war eine zeitgemäße Umformung des Klassizismus von Goethes mittlerer Lebensbahn, und sie teilte mit diesem den Anspruch, gegenüber mittelalterlichen, sogenannt romantischen Schöpfungen, ein Absolutes und Klassisches zu bringen [1]). Wenn Kunst allemal als Kronzeuge für Sinn und Wert der schöpferischen Leistungen eines Zeitalters angerufen wird, so hat es auch für die italienische Renaissance nicht daran gefehlt, ihre Hochblüte in der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts als die „klassische Kunst" oder, wie Burckhardt zu sagen liebt, als goldene Zeit vorzustellen. Damit ist ein Vorurteil erneuert worden, das von der Altertumswissenschaft, wie man ihr zum Ruhm nachsagen muß, seit dem Abebben des Neuhumanismus abgelegt worden war. In der reinen Wissenschaft war der pädagogische Gedanke des Normativen, Absoluten, des „klassischen" Altertums verschwunden; man überließ dieses Epitheton „ornans" der streitenden Schulpolitik, und das Wort klassisch bekam überhaupt den verdächtigen Firnisglanz der Geschäftsreklame. Auch hat der Kunsthandel die französische Malerei von der Romantik Delacroix' bis auf Manet als „klassische französische Kunst" angepriesen. Für das Publikum mochte solcher Begleitschein seine alte Anziehungskraft bewahren. Die Auguren lächelten; denn sie wußten, daß der Begriff des Klassischen eine Entschuldigung und Abwehrmaßregel sinkender Kräfte bedeutet, alexandrinische Bildungsformel, Eingeständnis eigener Unlebendigkeit und des Nichtvermögens.

Wir haben diesen Anspruch der neuklassizistischen Renaissancebewegung des neunzehnten Jahrhunderts an den Anfang unserer Betrachtung gestellt, um klar zu

[1]) Die Linie von Goethes Klassizismus zu Burckhardts Renaissance scheint mir eine wichtige Feststellung zu sein. Über die Entstehung des „Renaissancismus" im 19. Jahrhundert ist auf das gedankenreiche erste Kapitel in dem Buch von Franz Ferdinand Baumgarten, das Werk Conrad Ferdinand Meyers, München 1917, zu verweisen. Der Verfasser konstruiert da einen Gegensatz zwischen Klassizismus und Renaissancismus. Doch besinnt er sich und bringt die richtige Selbstkorrektur S. 14: „Der europäische Historismus setzt allerdings schon mit dem Klassizismus ein".

machen, daß das Reich der Renaissance in Kampfstellung auf den Plan trat. Burckhardt war darüber nicht in Zweifel. „Argert euch nicht, ihr Deutschen," schrieb er 1860 an den gesinnungsverwandten jungen Paul Heyse, „wenn ich den Welschen einige Prioritäten vindiziere, die ihnen gehoren", und er setzt hinzu: „ich habe im Ausdruck einiges weggelassen und anderes in Baumwolle gewickelt." Die Problemstellung, von der Jakob Burckhardt ausging, war deutlich. Ist die italienische Renaissance ein neues weltgeschichtliches Gebilde, ist sie Überwindung des Mittelalters, ist sie innerhalb Europas frubeste Überwindung des Mittelalters, so muß für ihre Darstellung der Gegensatz auf eine wirksame Formel gebracht, das Mittelalter die Dunkelfolie werden, von der sich glänzend das Neugebilde abhebt, so mussen die alten Aufklarungswaffen Voltairescher Zeit gegen die „infâme", gegen das übersinnlich unsinnliche und verstiegene Mittelalter, gegen sein universal Bindendes, gegen sein unfrei Unpersonliches neu geschliffen werden. Je schroffer und einseitiger die Vorstellung vom Mittelalter belichtet und beschattet wird, um so klarer kommt auch das Widerspiel der Renaissance heraus.

Hier waren kunstlerische, halb unbewußte Rechnungen, fast mochte man sagen, ein literarischer Zwang machtiger als Burckhardts Seele und Temperament. In der gefährlichen Einsamkeit der Schreibtischarbeit gerat seine historische Erfahrung und Gewissenhaftigkeit, für die das Mittelalter in Vorzügen und Schwachen klar offen lag, in Streit mit personlichen Erlebnissen (worüber im nachsten Abschnitt) und eigenwillig kunstlerischen Forderungen und Herrschgelusten. Was er in seiner Kultur der Renaissance in Italien beschrieb, war keine italienische Kulturgeschichte vom dreizehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert, sondern die bewußt einseitige Darstellung der Bestrebungen, Gedanken und Gefühle einer Minoritat, die allmahlich fast die gesamte Bildung gestaltete. Die konservativen Mächte, das Fortleben der christlich-mittelalterlichen Welt in Italien wird mit Kunst und Absicht beiseite gelassen. Schließlich wird das Mittelalter, wo es unleugbar Große, Geist und Leben ist, umgedeutet.

„Das Mittelalter wird", wie einmal Walter Gotz es ausdrückte, „zur Renaissance gedeutet, wo sich lichte Stellen in der Art der Renaissance finden."

Die „Kultur der Renaissance" ist nicht in einem „boshaften" Stil geschrieben, für dessen Vertreter übrigens Burckhardt manche Neigung besaß. Indem aber der Kampf, aus dem das Buch geboren war, als ein ganz persönliches Erlebnis nachzitterte, glaubte Burckhardt, manches Befangende abgestreift zu haben, ohne zu bedenken, daß man im Leben eine Befangenheit für die andere einzutauschen pflegt. Sicher glaubte er sich verstanden, wenn einer seiner ersten Leser (Heyse) die „hohe Ironie", die wie ein ätherisches Salz alle Poren durchwittert", in diesem Buch genoß.

Ich wünsche, an wenigen Beispielen zu zeigen, wie der Burckhardt von 1855—1860 mit dem Inventar des Mittelalters verfuhr, um seiner Renaissance Relief zu geben. Es seien diese Beispiele dreierlei Gebieten entnommen, der politischen Geschichte, der Kunstgeschichte, der Literaturgeschichte. An Stichproben dieser Art kann man sich mindestens die Methode und den Sinn des Werkes deutlich machen.

Daß die Renaissance hauptsächliche Grundlage modernen Wesens sei, ist einer von Burckhardts Glaubenssatzen; die rationalen Methoden und Ziele seien für Staat und Politik dort zuerst erkannt und angewendet worden, und wo derartige Überlegungen zutage treten, da sei renaissancemäßiges, das heißt modernes Denken festzustellen. In diesem Sinn heißt es von Venedig, es habe am frühesten amtliche Statistik getrieben und stelle durch derartige Berechnungen und deren praktische Anwendung eine große Seite des modernen Staatswesens am frühesten vollkommen dar. Was soll das nun angesichts der offenkundigen „Verspätung" und Rückständigkeit besagen, die dasselbe Venedig auf dem Gebiet literarischer und künstlerischer Renaissance darbietet? Ein Handelsstaat wie Venedig hat seine weltlichen Vorteile, und was sie fördern konnte, immer mit

angemessenem Verstand gewahrt. Mitten in dem phantastischen Licht der Kreuzzugszeiten steht seine Eroberung von Konstantinopel als höchst unheiliger Akt der Erpressung, die an kreuzgeweihten Pilgern verübt wird, damit sie durch Waffen und Artillerie das abzahlen, was sie an Überfahrtskosten übers Meer den venezianischen Schiffahrtsgesellschaften schulden. Dieser Kreuzzug gegen Konstantinopel, wobei der kontinentale „Degen" in den Dienst venezianischer Eroberungslust gestellt wird, ist ein Kapitel von unheimlicher Modernität, und er wird dadurch nicht verschönert, daß er ein Mißbrauch geistlicher Waffen und Indulgenzen zugunsten weltlicher Politik war. Dies geschah 1204. Ist das nun Renaissance oder Protorenaissance? Einfach betrachtet, ist es weltliche Politik, die es im Mittelalter wie zu allen Zeiten gegeben hat, und es ist nicht einmal ein Widerspruch gegen den „irrationalen Charakter" des Mittelalters; es ist nur eine Warnung, daß man nicht irrational = Mittelalter und rational = modern oder Renaissance setze. Unsere mittelalterliche Überlieferung ist durch Jahrhunderte vorwiegend geistlich; die weltliche Überlieferung kommt darüber zu kurz. Es wäre der größte Fehler, die weltliche Seite des Mittelalters durch diesen zufälligen Nachteil der Überlieferung beschatten zu lassen. Für die Laienseite des Mittelalters ist die Beschreibung der Eroberung von Konstantinopel durch Villehardouin eines der glanzendsten und frühest geschriebenen, völlig unbefangenen Zeugnisse. Diese Laienkultur und ihr Gemenge von Rationalem und Irrationalem bestand immer schon, nur daß sie nicht über die Federkunst eines Villehardouin verfügte und somit für manche, die Realitäten nur greifen, wo sie Bücher lesen können, stumm blieb. Man soll also nicht übersehen oder, wenn man es sieht, soll man es nicht als erste, zweite, dritte (zum Beispiel karolingische, ottonische) Renaissance in Anspruch nehmen, was im Mittelalter als rational gerichtete Bemühung lebt. Ähnlich ist der Satz zu werten, der Staufer Friedrich der Zweite sei „der erste moderne Mensch auf dem Throne" gewesen. Sicher ist es am wenigsten Burckhardts Art gewesen, sich für „Moderne" und angeblichen Fortschritt zu erwärmen. Hier aber hat

er in der Lust der Umwertung an die Leidenschaft für die Suche nach Vorläufern der „Moderne“ seinen Tribut bezahlt [1]).

Einer der Glaubensartikel der italienischen Renaissance ist es, daß die Gotik als ein nordischer Eindringling in Italien das natürliche italienische Kunstempfinden gestört, einen fremden Blutstropfen hereingebracht habe. In den Schimpfnamen „Gotik“ hat sich mit dem Erwachsen eines rassestolzen Nationalgefühls alles zusammengedrängt, was sich an Haß gegen die Barbaren der Völkerwanderung, gegen die germanischen Eroberer meldete. Die nordische Kunst, deren Denkmäler auf italienischem Boden von Como und Mailand über Bologna und Florenz, über Siena und Orvieto bis Süditalien in Kathedralen und Bettelordenskirchen ragten, erschien wie eine spate Welle von Volkerwanderung und Unterjochung. Indem Burckhardt für die Renaissance Partei ergriff, hatte sich der in der Nachbarschaft und fast im Schatten der Münster von Freiburg und Straßburg Aufgewachsene, der Kenner der damals noch „germanisch“ genannten gotischen Kunst, mit jenen Auffassungen und Vorurteilen auseinanderzusetzen. So ist die Meinung des Cicerone, das Einmischen der Gotik in den Ablauf der südlichen Kunst habe die Doppelwirkung gezeitigt, für die italienische Kunst, daß sie vorübergehend aus ihrer Bahn gedrangt, für die nordische Kunst, daß sie verfalscht wurde.

Gestehen wir, daß in heutigen Zeitlaufen über Gotik zu sprechen, eine verfangliche Sache geworden ist. Das Publikum ist irre geführt, seit man ihm vorredet, Gotik

[1]) Über Friedrich den Zweiten siehe auch meine Bemerkung in „Byzantinische Kultur und Renaissancekultur“, 1903, S. 7. Es kann übrigens angesichts der vielen Wiederholungen, die dieses Urteil Burckhardts gefunden hat, gar nicht nachdrücklich genug gesagt werden, daß Burckhardt selber sein Urteil geändert hat. Er ordnete später Friedrich den Zweiten in die Überlieferung normannischer und muhammedanischer Tyrannenpraxis ein. „Man möge nur keine liberalen Sympathien mit diesem großen Hohenstaufen haben!“ Dagegen kommt die Wiederholung der Vergleichung mit dem modernen zentralisierten Gewaltstaat nicht auf, der ihm als Realfinn und im Grunde „unmodern“ erscheint. „Weltgeschichtliche Betrachtungen“, S. 91.

sei gegenüber Antike der Ausdruck eines dualistischen ewigen Grundwesens und reiche von Prähistorie und Ägypten bis zur Gegenwart. Wozu ein witziger Kopf bemerkte, dann könne man Gotik ebenso treffend Chinesik oder Botokutik nennen. Angesichts solcher wohlberechneten Paradoxien darf man feststellen, daß es sich bei der Gotik um eine historische Erscheinung des christlichen Mittelalters handelt, die als wunderhafter Sondercharakter in der Weltkultur auftaucht und nicht ganz vier Jahrhunderte erfüllt (im deutschen Empfinden leben ihre Spuren länger fort).

Nach dieser Zwischenäußerung folge eine weitere Randbemerkung. Wir wissen selber nicht mehr, wie tief sich klassizistische Vorstellungen in unserem Denken und Vergleichen festgehakt haben. Daß im Ablauf eines Stils irgendwo seine beste, seine „klassische" Zeit sein müsse, diesen Maßstaben ist auch die Gotik nicht entgangen. Nehmen wir zum Beispiel die Bewertungen in einem mit Recht hochangesehenen Werk, in Dehio und Bezolds Kirchlicher Baukunst des Abendlandes, so wird hier mit der Vorstellung gearbeitet, daß eine bestimmte gotische Architektur die kanonische, mustergültige, klassische sei; was davon abweiche, sei mißverstanden, unecht, irgendwie, wie man heute sagen würde, Ersatzgotik. Nun hat Deutschland die Gotik verhältnismäßig spät aus dem Westen übernommen, sie in seinen westlichen Randlandern, ungefähr längs des Rheins, übernommen, so wie sie gebracht wurde, im übrigen aber zweifellos längere Zeit diese Gotik als eine Störung, als einen Fremdkörper empfunden, bis — vorwiegend in der Hallenkirche gegenüber der Basilika — eine annehmbare Ausgleichsform gefunden war. Dieses Ergebnis der Auseinandersetzung mit der Gotik in Deutschland wird in dem vorhin genannten Werk als Abfall, als minderwertige Mittelmäßigkeit gescholten. Jüngere Beurteiler, die das nicht gelten lassen wollten, haben das Gegenteil ausgesagt, einmal die spätere deutsche Gotik als fortschrittlich und fast im Sinn einer Vorwegnahme der Renaissance gewertet, ein anderes Mal eine Sondergotik konstruiert, deren Wesen als Gegensatz zur französischen „klassischen" Form gedeutet wird.

In dem Augenblick, wo man den klassizistischen Anspruch einer Normalgotik aufgibt, entfallen alle diese gesuchten und befangenen und gezwungenen Konstruktionen. Denkt doch auch niemand mehr daran, es Wolframs Parzival kritisch anzuschreiben, was an seiner Erfindung von westlichen Vorbildern abhängig ist. Die Gotik hat von Land zu Land gegen örtliche Widerstände und Gewohnheiten ihre besonderen nationalen Prägungen gefunden. Wenn sich die deutsche Gotik vom französischen Muster freigemacht und selbständig ausgestaltet hat, so will mir dieses Verhalten als historischer Fall nicht verschieden von dem italienischen erscheinen, da die Ergebnisse von der Andersartigkeit der Voraussetzungen abhängen. Läßt man also das Renaissancevorurteil als eine allmählich hineingetragene Parteifeindseligkeit beiseite, so entfällt der Grund, italienische Gotik anders zu werten als deutsche Gotik. Die Unterschiede zwischen dem inneren Aufbau des Florentiner und des Mailander Doms mögen ungefähr denen zwischen Straßburg und Landshut entsprechen; alle diese Fälle sind von der „klassischen" Form der französischen Kathedrale fern.

Wir meinen also, wenn der Cicerone behauptet, Italien habe das „Lebensprinzip der nordischen Gotik preisgegeben", so sei dieses Urteil nicht anders zu bewerten, als wenn neuerdings von deutscher Seite über unsere Spätgotik ausgesagt worden ist, sie habe den Horizontalismus an Stelle des Vertikalismus gesetzt. Falsche Maßstäbe, falsche Verallgemeinerungen sind hier im Spiel und führen zu einseitiger Konstruktion.

Bemerken wir übrigens, daß der berühmte Jünger Jakob Burckhardts, Heinrich von Geymuller, die Gotik als ein wesentliches und unentbehrliches Stück und fast als character indelebilis der italienischen Renaissance beurteilte [1]). Der Standpunkt Burckhardts, des „Unfanatischen", war anders und schroffer, indem er der Meinung nachgab, das Gotische sei in Italien eine Übergangsepoche; der gerade Weg wäre der von S. Miniato

[1]) Ich bitte, auf meine Erörterung dieser wichtigen Frage in dem Briefwechsel Burckhardt-Geymüller, S. 19–32 verweisen zu dürfen.

zu Brunelleschi gewesen Indessen hat Burckhardt selber die Gotik in Italien als ein „Schicksal" bezeichnet, und dabei mag man sich beruhigen. Ist nicht auch in der deutschen Geschichte Christentum, Monarchie und so viel anderes „Schicksal" gewesen? Die Weltgeschichte geht nicht die logischen Geradlinigkeiten des Systematikers. Vielleicht kommt, wenn erst das Renaissancevorurteil einmal gebrochen ist, die Zeit, da man von Botticelli als einem Gotiker wird sprechen konen, da man seine Neigung zu Dante nnd Savonarola nicht als Entsagung und Bankerott, sondern als naturliche Neigung begreifen und vielleicht die „Frührenaissance" überhaupt umtaufen wird.

Die Erwahnung Dantes gibt das Stichwort zu einer der erstaunlichsten Annexionen von Burckhardts „Kultur der Renaissance". Jeder, der das Buch kennt, erinnert sich, welche Stelle Dante, Petrarka, Bokkaz in dem Kapitel der Wiedererweckung des Altertums eingeraumt ist Es bleibt der Eindruck, daß hiermit drei Edelsteine aus der Krone des Mittelalters ausgebrochen und der Renaissance, der unwiderstehlichen Verführerin, zugeeignet worden sind Genau besehen, fehlt es auch Burckhardt nicht an Bedenken. Fur Dante hat er im Schlußkapitel: Sitte und Religion, des glaubigen Dichters scharfe Absage mittelalterlichen Abscheus gegen Epikur und seine Junger eingeschaltet, und im Cicerone seiner eigenen Abneigung gegen den moralischen Hochmut Dantes und dessen Absperrungen von Schafen und Böcken einen sehr renaissancemaßigen, über Moralbedenken erhabenen Ausdruck gegeben Daß Dante von seinem Fuhrer durch Hölle und Fegefeuer, Virgil, just da verlassen wird, wo es sich um Heilserkenntnisse handelt, (Purgatorium, 30. Gesang), brauchte man Burckhardt nicht zu sagen Und so hat er dem Humanisten Petrarka den Rückfall ins Augustinisch-Mittelalterliche in der berühmten Anekdote von der Besteigung des Mont Ventoux aufs Kerbholz geschrieben. Diese Grundfärbung mittelalterlichen Geistes ist doch auch bei Bokkaz unverkennbar.

Man fragt sich, welche Vorstellung denn die Vielen vom Mittelalter haben, daß sie jede kraftige Äußerung von Lebensfreude und -genuß als renaissancemaßig

werten. Die Laiengesinnung des Mittelalters spricht doch aus Walter von der Vogelweide, aus den Carmina burana deutlich genug, und will man wissen, wie derb die Lebensgefühle in den geistlichen Ständen waren, so braucht man nur in den Fabliaux oder Miracles de Notre Dame Umschau zu halten. Nun hat aber Bokkaz reichlich aus den Quellen mittelalterlicher Minne- und Troubadourgedanken geschöpft. Es wird nicht viele so ergreifende Geschichten aus der hohen Minnewelt geben wie die Falkennovelle im Dekamerone (5. Tag, Nr. 9). Ein Ritter, durch übergroßen Aufwand für seine Dame arm geworden, zieht sich auf seine letzte dürftige Besitzung zurück. Als fast einzige Habe ist ihm ein trefflicher Jagdfalke geblieben. Das Söhnchen der Geliebten, die inzwischen verwitwet ist, wirft sein Auge auf diesen Falken, und da es schwer erkrankt, erbittet es von der Mutter just diesen Falken. Sie entschließt sich zu dem schweren Bittgang zu dem einst verschmähten Liebhaber, und dieser, um den angekündigten Besuch zu ehren, schlachtet („trovatolo grasso") seinen kostbaren Falken als Festbraten. Das Kind stirbt usw. Heyse hielt dieses Stück für die Novelle der Novellen, und Goethe hat sich in der Zeit seines Troubadourverhältnisses zu Frau von Stein (1776) damit beschäftigt, die Geschichte von Federigo, Monna Giovanna und dem Falken zu dramatisieren. Es ist nicht die einzige Verklärung mittelalterlicher Minne bei Bokkaz.

Der Begeisterung für die Welt des zunehmend entdeckten Altertums gehen bei Bokkaz wie bei Petrarka und Dante ausgesprochen mittelalterliche Charakterzüge zur Seite. Die Frage ist, was im Bild der Persönlichkeit vorherrscht, und diese Frage ist von unserer Auffassung, von der Entlastung des Mittelalters von falschenden Einseitigkeiten, abhängig. Kenntnis und Einstrom des Altertums durchzieht das ganze Mittelalter. Wo von den großen Stoffen mittelalterlicher Literatur gesprochen wird, findet man gern die Verse eines Franzosen des dreizehnten Jahrhunderts angeführt:

> Ne sont que trois matières a nul homme attendant:
> de France et de Bretagne et de Rome la grant

Trojasage und Virgil, Eneit und Alexanderroman nnd so viel andere antikische Stoffe haben die Phantasie des Mittelalters erfüllt. Die Sicherheit und Große des Mittelalters war, daß es aus den alten Historien und Epen Abentenerromane ritterlichen Stils machte, daß es den „klassischen" Figuren Kettenhemd und Eisenrüstung anzog, statt des ruhiglinigen Helmkammes steilgotische Federbüsche auf ihre Köpfe gab, kurz, die ganze Summe der Überlieferung zeitgemaß mittelalterlich einkleidete. Diese Selbstverständlichkeit der Aneignung und Übersetzung in ein jeweils Modern-Zeitliches hat sich die Antike durch die sogenannte Frührenaissance gefallen lassen mussen. Pintnricchio und Dürer, später Shakespeares Troilus nnd Kressida, Rembrandts Ganymed haben es so gehalten. Vollig unterschieden von diesem naturlichstarken Ebenbürtigkeits-, ja Überlegenheitsgefühl gegen die Antike ist das Sichbeugen vor der Antike als einer höher stehenden Macht, das Heraustreten der Antike als einer alten hohen Offenbarung aus dem Zusammenhang der Überlieferung und Hand in Hand damit: Wiederbelebung des reinen, von mittelalterlicher Trübung befreiten Altertums, Entstehung von Orthodoxie und Dogma des „klassischen" Altertums.

Diese Wiederbelebung der reinen Flamme hat Jakob Burckhardts Klassizismus gemeint, als er seine Kultur der italienischen Renaissance schrieb und den Strom der Antike als das lebenspendende Element der Renaissance entdeckte. Dann hat sich der Entdeckersinn mit dem Konquistadorenwillen vereinigt, um das neu gegrundete Reich mit Provinzen und Namen auszustatten, die mindestens nicht restlos in der Renaissance aufgehen, und er hat Bereich und Bedeutung des Mittelalters gewaltsam zurückgeschoben, um seiner Renaissance die erhohte Wichtigkeit zu geben. Er durfte meinen, „ein Zeitalter entdeckt" zu haben (der Ausdruck in einem Brief an einen seiner Studenten, Salomon Vögelin, Basler Jahrbuch 1914), und für Italien, für die italienische Renaissance trifft das auch zu, trotzdem alle unsere Vorbehalte in Kraft bleiben. Zugleich hat Burckhardt der italienischen Renaissance eine bis heute geltende Modernität zugesprochen (da er 1860 noch nicht den hef-

tigen Abscheu gegen modern Fortschrittliches hegte oder in der Verankerung in die Antike vielleicht den notwendigen Widerstand und die Versicherung gegen das zeitlich Moderne erblickte) und ihr im Schlußsatz des Buches die Empfehlung auf den Weg gegeben, sie sei die Führerin unseres Weltalters.

Es sind Wiederholungen dieser Tendenz und Sentenz, wenn Burckhardt an Italien als die magna parens glaubt, die Italiener als Erstgeborene der modernen Völker begrüßt, und diesen wie den bekannten anderen Schlagwörtern von der Entdeckung der Welt und des Menschen, der Befreiung des Individuums, dem Erwachen der Persönlichkeit ihre heutige Gemeinplätzigkeit, Übereinkommlichkeit und ihren Scheidemünzencharakter ermöglicht hat.

Unter den Wissenden ist heute wohl Einverständnis darüber, daß in diesen Prägungen wissenschaftlich unzulässige Wertverschiebungen vorliegen [1]). Für den Anspruch der angeblichen Erstgeburt Italiens wird es ewig darauf ankommen, ob man für die Weltgeschichte das Rom Alexanders des Sechsten und Leos des Zehnten für wichtiger hält als die aus mittelalterlichen Seelenkämpfen erwachsene deutsche Reformation. Zieht man schließlich von der italienischen Renaissance Burckhardtscher Meinung die Annexionen ab, so bleibt als großartiges Phänomen die Durchdringung des italienischen Geistes mit der Antike seiner Vorzeit übrig, und hier muß man, um gerecht zu sein, mit allem Nachdruck feststellen, daß Burckhardt unter Renaissance nur diese Wiederbelebung aus eigenen alten Wurzeln verstanden hat und nur von italienischer Renaissance hat wissen wollen.

Von anderer, nicht Burckhardtischer Seite ist die Meinung vertreten worden, den der öffentlichen Meinung wohlklingenden Namen Renaissance auch den zeitgenössischen Kulturen des Nordens zu sichern, also die Namen deutsche Renaissance usw. zu rechtfertigen. Da es sich

[1]) Es sei genug, auf das Urteil des Münchener Romanisten Karl Voßler in der Zeitschrift „Logos" III (1912), S. 203 ff. hinzuweisen: „Das Buch Burckhardts ist aus der Reihe der wissenschaftlichen Werkzeuge in die der wissenschaftlichen Kunstwerke getreten.

in diesen Fällen nicht um Wiederbelebung des eigenen Altertums, sondern eines fremden Altertums handle, so müsse der Begriff Renaissance in den einer allgemeinen Erneuerung und Wiedergeburt umgedeutet werden (so etwa Konrad Burdach) Schon wegen der Gefahr der starken Mißverständnisse, daß dann ein Wort und Begriff ganz verschiedene Tatsachenreihen decken soll, mochte ich diese Namengebung nicht empfehlen So viel ist gewiß Burckhardt hat die angeblichen nordischen Renaissancen folgerichtig und klar abgelehnt; wie in seinem Frühwerk über die belgischen Städte (in dem Kapitel über Lüttich S. 8) hat er später noch schroffer diese Bereicherung der spätgotischen Kunstwelt des Nordens mit antiken Schmuckformen als „Bastardkunst" von seiner Renaissance ausgeschlossen, Lübke wegen der Modernisierung der „deutschen Renaissance" getadelt, die bald „weder Hund noch Katze mehr fressen wolle" (was sich dann rasch genug erfüllt hat), und Geymüller, den Verfasser der ausgezeichneten „Baukunst der französischen Renaissance', um jede Stunde bedauert, die er auf anderes als Italien wende. Es ist wirklich keine Frage, daß diese sogenannten Renaissancen des sechzehnten Jahrhunderts im Norden in das Kapitel Spätgotik gehören, und daß Burckhardt, der sonst in Annexionen nicht Bedenkliche, diese Einverleibungen und Angliederungen bei seiner Anschauung von Renaissance als einer wurzelmäßig antikgewachsenen Kultur für sinnwidrig und unmöglich hielt. Die Renaissance war für ihn etwas dem Wesen nach Italienisches. Wenn er sie auf zwei Voraussetzungen gegründet fand, die Wiederentdeckung des Altertums und die Art des italienischen Volksgeistes, so war die Meinung, daß Italien in einer Art atavistischer Bewegung sich selbst wieder entdeckt und von Fremdlastendem befreit habe. Das Altertum, als künstlerische Kultur in Literatur und Kunst sichtbar geworden, drangte sich den künstlerischen Sinnen des neuen Italiens auf und begegnete dem Entgegenkommen einer außerordentlichen ästhetischen Verführbarkeit, derengleichen kein nordischer Volkssinn kennt. Die Italiener der Renaissance sind auch die Italiener d'Annunzios.

Die Entdeckung der Renaissance war auch für Burckhardt eine künstlerische Entdeckung, und die persönliche Leidenschaft, mit der sich seine jugendliche Mannlichkeit auf dieses Gebiet warf, verrät, daß seine Entdeckung zugleich — als Erlebnis — eine Erlösung war. Von was er erlöst zu werden verlangte, wird der nächste Abschnitt zu deuten versuchen. Die „Kultur der Renaissance in Italien" enthielt außer der künstlerischen Darstellung eines historischen Weltzustandes eine persönliche Abrechnung. Burckhardt trat als eine Art Renegat auf die romanische Seite hinüber. Indem er aber seiner Renaissance das Zeugnis der Modernität mitgab, kam in seine Vorstellung des Modernen ein Zwiespalt. Fortan bestärkte er sich in Feindschaft und Ablehnung des modernen Weltwesens, soweit es in der Hauptsache Nordeuropa geprägt hat. Nietzsche hat das wiederholt, als er sich von Wagner lossagte und die Musik von Bizets Carmen pries. Die coriolanhafte Abneigung des Aristokraten gegen Masse und Demokratisierung teilten die beiden. Burckhardt hatte Stunden, in denen er den Weltuntergang nahe glaubte. Zu den apokalyptischen Zeichen des Endzustandes rechnete er die Begehrlichkeit der Massen, aber auch das Wagnertum. Ihre Erfolge bestärkten seine Gegnerschaft. „Die öffentliche Meinung" konnte er wohl sagen, „hat immer unrecht; schon deshalb, weil es die öffentliche Meinung ist" [1]) Seine Renaissance ist die Gesebichte einer aristokratischen Minorität, und ebenso war es eine aristokratische Minorität des neunzehnten Jahrhunderts, der sein Renaissancedogma Halt und Zuversicht geben sollte. Aus diesem bewußt oder unbewußt agitatorischen Zweck begreift es sich, daß er seiner Renaissance als empfehlendes Schlagwort die „Modernität" zuerkannte, wodurch eine zweideutige Unklarheit gegenüber demjenigen modernen Weltwesen entstand, dem seine tiefste Abneigung galt.

[1]) Über Burckhardts Stellung zur Idee der Gleichheit, wie über die Gesamtheit seiner politischen Meinungen geben seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", die aus dem Nachlaß 1905 veröffentlicht wurden, Aufschluß. Vgl. dazu den voranstehend gedruckten ersten Aufsatz der gegenwärtigen Schrift und, von teilweise anderen Gesichtspunkten ausgehend, Karl Joel, Jakob Burckhardt als Geschichtsphilosoph, 1910.

Digitized by Google

Indessen war Burckhardt viel zu sehr Künstler, als daß wir nicht gewarnt sein sollten, persönliche Bekenntnisse und den Sinn seiner Werke für ein und dasselbe zu halten. Das subjektive Element ist da; aber seine Kunst war zu künstlerisch, als daß sie mit dem persönlichen Erlebnis erklärt werden konnte

2. Burckhardts romantische Zeit

Der Ausdruck stammt von Burckhardt selber. Als er 1877 auf dem Weg war, die Galerie in Dresden zu besuchen, schrieb er: „Auf der Fahrt zeigte man mir den Kyffhauser, wo Kaiser Barbarossa schlafen soll, wenn es ihm nicht 1870/71 verleidet ist. Davon wurden Erinnerungen, muffig verschimmelte Erinnerungen an meine romantische Zeit wach, daß ich lachen mußte." (Aus Alioth, S. 24)

Wenn der junge Goethe ein vollwertiger Teil in der Gesamterscheinung Goethes ist, und wenn der junge Goethe als Abschnitt seines Lebens diesseits von Weimar, oder besser diesseits von Italien, eine geschwinde und faßliche Vorstellung in jedem von uns aufweckt, so ließe sich von dem jungen Burckhardt nicht dasselbe aussagen. In jedem, auf dessen Pfad Goethe geleuchtet hat, lockt etwas zur Imitatio, zur Nachfolge Goethes. Aber wie Burckhardt vor der Nachwelt steht und durch seine maßgebenden Werke zu uns spricht, ist er eben der Darsteller des Untergangs der Antike und der Wiedererstehung der Antike. Darin scheint er reif geworden. Was er vorher war und wollte und leistete, sind Ansätze, Vorbereitungen, einerlei, ob die Äußerung dieser Vorperiode Übereinstimmung oder Gegensatz zu dem Kommenden enthält.

Dennoch lohnt es sich, bei dem jungen Burckhardt zu verweilen, die Sonderart dieser Jugend zu begreifen und die Umstände der schmerzlichen Krise kennen zu lernen, aus der heraus Burckhardt zur Reife seines Charakters erwuchs, indes Goethe, in jedem Stück seines Lebens ein Ganzer, immer nur ein anderer wurde. Bei

Goethe wie bei Burckhardt trifft das, worin sie ähnlich sind, die Krise, in das vierte Lebensjahrzehnt, gegen Ende ihrer dreißiger Jahre.

Die Romantik des jungen Burckhardt kam in eine Zeit, da Nazarenertum und Bekehrung zur katholischen Kirche überwunden war und der philosophische Hochdrang seinen Gipfel überstiegen hatte. In der Kunst war eben der belgische Realismus eines Gallait im Begriff, die Ideologien von Cornelius und Kaulbach vom Thron zu stoßen. Die Philosophie Ludwig Feuerbachs stieg empor, für die, die damals jung waren, für Gottfried Keller, Richard Wagner, maßgebend. Den Bruch mit dem Christentum und der Kirchlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts hatte Burkhardt früh vollzogen; als ein „Kind der Weltlust" bezeichnete ihn der Lizentiat der Theologie Gottfried Kinkel, der damals den Übergang von der theologischen in die philosophische Fakultät noch nicht gefunden hatte. „Die Kirche (schrieb Burckhardt fünfundzwanzigjährig) hat über mich jegliche Gewalt verloren, und das ist in einer Auflösungsperiode nicht mehr als recht und billig." Aber es hatte von hier bis zum entfesselten Anarchismus der Renaissance noch weite Wege. Die „Auflösung" hatte doch, seit durch die große Revolution glatte Bahn gemacht war, in Zeitmaß und Ausdehnung ein Unheimliches, Erschreckendes. „Die furchtbar gesteigerte Berechtigung des Individuums besteht darin: cogito, ergo regno." Etwas von dem tiefen Mißtrauen, wie es Schnaase von der Schrankenlosigkeit und Überheblichkeit der Renaissance fernhielt und im Glauben an das Mittelalter befestigte, spricht aus dieser Aussage des jungen Burckhardt. So ist es denn kein Wunder, daß er in seinen Berliner Studienjahren die totz Schinkel und Rauch in den Kreisen der Kunstfreunde und -forscher vorwaltende Neigung zum Mittelalter in sich aufnahm. Es war die geistige Luft, in der Schnaase, Franz Kugler, Hotho atmeten. Als Burckhardt im Sommer 1841 in die alte Pfaffengasse des Reiches geriet und ein Semester in Bonn verlebte, da umfing ihn vollends die mondbeglänzte Zaubernacht des „süßen Tannels", einerlei ob Kinkel, dem er Freund ward, weidlich auf die „Pfaffen" schimpfte

Er wurde Mitglied der „Maikäfer", genoß ihr bruderliches Du, machte mit ihnen Gedichte, war bei Wein und Gesang und Naturlust mit ihnen jung. Im folgenden Jahr kam König Friedrich Wilhelm der Vierte an den Rhein und vollzog im September die Grundsteinlegung des Weiterbaues am Kölner Dom. Damit mag wohl Burckhardts Büchlein über den Domgründer des dreizehnten Jahrhunderts, den Erzbischof Konrad von Hochstaden, in Zusammenhang stehen (Trog, Burckhardt, S. 25). „Köln", schreibt er 1843, „hat wieder ein ganz Fuder Romantik auf mich ausgeschüttet", und dasselbe klingt aus seinen Versen:

„In süßer Mondnacht stand ich oft,
Wenn überm Rheine alles schwieg,
Und aus den Gärten mild herauf
Ein Duft von tausend Blüten stieg."

Die holdseligen Marien der Altkölner Bilder haben es ihm angetan, und das Dombild fällt ihm ein, da er zum erstenmal vor dem Eyckschen Altar in Gent steht, und die „gemeine Lebenssphäre" dieser Kunst ihn zurückstoßt. Den tiefen Ausdruck der Gottseligkeit, das Ideal, die himmlische Grazie der bescheidenen Gottesmagd, „wie Meister Stephan sie darzustellen vermochte", vermißt er bei dem Niederländer (Kunstwerke der belgischen Städte 1842, S. 134). Der traumhafte Sommer am Rhein wie der Studienkreis, in den Berlin ihn festbannt, halten ihn verzaubert bei der mittelalterlichen Kunst fest. Die Germanen sind ihm das erste Kunstvolk der Welt (neben den Griechen). Als ihn später der junge Freund aus dem Kuglerschen Haus, Paul Heyse, in Basel besucht und von da nach Straßburg wandert, holt Burckhardt die Abbildungen des Münsters hervor und entläßt ihn mit den Worten: hodie eris in paradiso. Den Freiburger Münsterturm hat Burckhardt nie aufgehört zu bewundern [1]), und daß auch die karikierende Kehrseite seiner gotischen Romantik nicht fehle

[1]) Der „mythische Eindruck" des Münsterturmes wie vor dreißig Jahren lebendig. An Kibbeck, 17. Oktober 1865.

sein romantischer Haß gegen die Eisenbahn konnte wie bei dem Gotiker Ruskin drastischen Ausdruck finden.

In all diesem Hingenommensein schwingt borbar genug ein deutschbegeisterter Ton mit. Die Aufwallungen des Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, machten an der Schweizer Grenze nicht Halt, und so wie Gottfried Keller empfand:

> Nun wallt der Hirtensohn hernieder
> Hin in mein zweites Heimatland:
> O grüß mir alle deutschen Brüder,
> Die herrlichen, längs deinem Strand!

so war es auch dem jungen Burckhardt ums Herz. Er ging im altdeutschen Barett, mit langen Haaren und bloßem Hals; er war dabei, als bei Kinkels Hochzeit ein Ausflug ins Ahrtal gemacht und bei Fackelschein Was ist des Deutschen Vaterland gesungen wurde. Die Mutterarme des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, „das ich anfangs verspottete und zurückstieß", das warme Mutterherz pries er in der frohlockenden Gewißheit, daß auch er zu dem Stamm gehöre, „in dessen Hande die Vorsehung die goldenste reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat... Daran will ich mein Leben setzen, den Schweizern zu zeigen, daß sie Deutsche sind."

Unter den Kameraden galt er damals als der Teufelskerl, der alles konne. Er zeichnet und malt, er sang Schubert und italienische Volkslieder, und sehr viel später bezeugt der enthusiastische Geymüller: „er war weder, was man einen Klavierspieler noch einen Sanger nennt, und doch habe ich selten eigenartigere, feinere musikalische Freuden erlebt, als wenn Burckhardt eine der Opern Glucks, die Messen Mozarts und dergleichen alleredelste Kompositionen spielte und dazu sang." Ungewöhnlich war seine dichterische Begabung. Es gab da Zeitliches genug an Balladen, Novellen, Operntexten, Dramen; wir horen von den Stücken einer Faustdichtung [1]). Doch neigte er zum historischen Drama.

[1]) Hierüber ausführlich in dem Briefwechsel mit Albert Brenner im „Basler Jahrbuch" 1901 (neuerdings als Sonderheft gedruckt). Die

In der Lyrik darf man nicht verwundert sein, gelegentlich lange romantische Sehnsuchtsseufzer durch grell realistische Abschlusse in Heines Art beendet zu finden. Eine Ähnlichkeit, die die nüchterne Kritik über Heine keineswegs ausschließt: er habe eine Zeitlang gern zu den interessanten, schmerzlich-skeptischen Wesen à la Byron gehört, bis er fand, das reine Schindluder stehe ihm besser zu Gesicht. Manchmal aber rührt Burckhardt an Morike (was auch Heyse fand), wie in der Elegie von 1853, dem Zwiegespräch mit den Gedichtbüchern, die er mit auf die Reise nach Italien nehmen will (bei Trog, S. 66) Von den Dialektgedichten, über die ein Baseler Landsmann wohl richtig urteilt (wenn ein Fremder seine Beistimmung geltend machen darf), der Ausdruck erscheine manchmal wie aus dem Hochdeutschen ins Baseldeutsche übersetzt, soll nachher gesprochen werden.

In der Fülle dieses hochgestimmten, geselligen, poetischen, austausch- und briefschreibelustigen Daseins lebt der in die Heimat nach Basel Zurückgekehrte weiter. Aus Musik und Dichtung, aus der gern gewährten Gastfreundschaft bei Pastete nnd Burgunderwein, aus dem Mondenschein, der als unentbehrlicher Stimmungswecker diese romantische Jugend begleitet, hebt sich als besonders starker Zug jener Frühzeit Burckhardts die Fähigkeit zur Freundschaft heraus Auch von den schwarmerischen Zugen, die mehr gewissen Lebensjahren als dem Charakter eignen, abgesehen, bleibt ein überaus starker Gehalt an Hingebung, Opferfähigkeit, Zutraulichkeit, betätigter Neigung und Menschenliebe, ein optimistischer Zug zum Helfen und Bessern, der sehr weit von dem Wesen des spateren Burckhardt absteht Was er in der Stille und ohne mit Namen hervorzutreten, für Erleichterung der Notlage Arnold Bocklins damals getan hat, war Bewahrung einer enthusiastischen Freundschaft. Dem Lehrer und Professor konnten solche Eigenschaften nicht anders als Vertrauen, Treue und Anhänglichkeit der Schüler und Studenten verschaffen. Mit väterlicher

---

übrigen Quellen für die romantische Zeit sind die Briefe an Kinkel in der „Deutschen Revue" 1899, die Briefe an Beyschlag im „Basler Jahrbuch" 1910, teilweise die an Heyse. Die Briefe an Kugler sind auf Burckhardts Anweisung verbrannt worden.

Seelsorge und Geduld geht er auf ihre Note ein, rat ab von Selbstzerstörung und Negation, mahnt zu allem schöpferisch Idealen, zu Hingebung, Herzensgüte, Milde. „Wenn Sie die fürchterlichen Spalten und Klüfte kennen, welche unser Leben unterirdisch durchziehen, Sie würden heut lieber als morgen alle Schätze der Liebe und Hingebung auftun." Dieselbe Mahnung hat er in einem der Dialektgedichte von 1853 an sich selber gerichtet: das sei das einzige Glück, daß man die Menschen gern habe. Auch wenn es um Liebe und Freundschaft, Heimat, Poesie eine Täuschung wäre, ein geheimer Segen mag darauf ruhen. Später, als die bitteren Einsichten zunahmen und die Illusionen zergingen, herrscht bei Burckhardt, der sich in sein Schneckenhaus zurückzog, ein anderer Ton. In den Gesprächen, über die Carl Spitteler aus seinen Studentenjahren (1865—1870) berichtet hat, wird man vielleicht an den mephistophelischen Zug der Schulerszene im Faust erinnert. Die Temperatur ist kälter geworden, aus den schönen Zügen blitzt es manchmal mit voltairischer Schärfe.

Wo wäre nun aber in dem jugendlichen Burckhardt die Summe von so viel Herzensgüte, gepaart mit Phantasie und Geist, wenn sich die Frauenliebe nicht meldete? In einem Gedicht von 1842 steht es geschrieben:

Und Liebe stieg, ein leiser Dieb,
Im Herzen wiederum empor.

Zehn Jahre später kam in Basel die große Leidenschaft. „Du weichst deinem Herzen nicht aus, und führest du mit zehn Rossen." Man muß das „Hämpfeli Lieder" lesen, und es taugt nicht, ihre ergreifende Poesie in Prosa umzuformen. Da hat es in seinem Herzen „Sturm" geläutet; in einem Wechsel von Schüchternheit und eifersüchtig wilder Leidenschaft zieht das vom Herbst über Winterschnee bis zum Frühjahr vorüber, und es bleibt eine dumpfe Einsamkeit, die den Kopf in die Hände vergräbt, wo keine Arbeit mehr ruckt und kein Buch trostet. Diese Liebe blieb unerhört.

Berufliche Verstimmungen durch Entziehung der Lehrstelle an der Schule in Basel kamen hinzu. Um Geselligkeiten abzubrechen, um mehr Bücher zu haben, als ihm die Basler Bibliothek für seine neuen Studien bot, nahm Burckhardt 1855 den Ruf in das ihm fremde Zürich an. Schon vorher waren aber die Würfel gefallen. Die lange Reise nach Italien 1853 auf 1854, in der sich Stoff und Bewertungen für den „Cicerone" ordneten, ist wohl das Jahr der Krise und Entscheidung, die Hedschra in Burckhardts Leben.

Zwar war es anders als bei Goethe, es war keine erste italienische Reise. Seit seinen Studentenjahren war Burckhardt wiederholt, für kürzere und für lange Zeit, in das Kastanien- und Freskenland hinabgestiegen. Er kannte seine Kunst, Venedig, Florenz und Rom waren ihm geläufig. Ja immer schon, mitten in deutscher Romantik, hatten seine Gedichte von verfallenen Marmortempeln unter blauem Himmel und von Palästen und Zypressen im Mondschein geträumt. Als diese Träume in die Wirklichkeit niederstiegen, wurde es auch noch nicht mehr als eine hinzukommende Bereicherung künstlerischer Erlebnisse. Ob die Akazien des Pincio durch die Nacht dufteten oder die Reben am Rheinstrom zwischen den Orangenhainen des Südens und dem deutschen Wald stand die Wage noch gleich. Jene sehnsuchtigen Schauungen der Gedichte waren gaukelnde Bilder, wie sie ungezählte andere ebenso umschwebten, Stilübungen, wie sie andere auch machten. Aber die große italienische Reise 1853/54 muß ganz anderes geweckt haben. Sie folgte ganz persönlichen und tief einschneidenden Erlebnissen. Von 1853 waren die Liebesgedichte, sie trugen nicht die „wohlerzogenen" Manieren der Freunde Geibel und Heyse. Die Sehnsucht verlangte nicht nach augenblicklicher Befriedigung. Ein heilender Schnitt war nötig.

„Der ich so vieles verlor, gern steig' ich hinab zu den Vätern,
Wenn das Beste mir einst südliche Sonnen gereift."

Burckhardt trat in die Jahre seiner Krise. Nie mochten ihm die Farben Italiens so glühend geleuchtet haben, wie in diesem Jahr 1854, nie die Sinnenfreiheit so erlösend auf das nordische Gemüt und Geblüt gewirkt haben, nie die Stockungen und Bedrängnisse von tausend Verflechtungen einem so wohltätigen und erleichternden Fluß gewichen sein.

Es war der Wendepunkt, in dem so vielen Deutschen Goethes Beschreibung seiner „Italienischen Reise" als ein angeblich normaler Lebens- und Gesundungsprozeß zu einer Art Evangelium wird, Rettung zum Klassizismus! Enttäuschung über das Weimarer Hofleben, das zuerst zwischen den Grenzbereichen bürgerlicher Beengtheit und titanenhaften Übermutes den wohltätigen Spielraum zu gewähren schien; Abarbeiten in der Verwaltung eines kleinen Staatswesens mit beschränkendem Format; die Leidenschaft für eine ältere Frau, deren zarte Kränklichkeit Rücksichten heischte, deren Gouvernantenton den Genius zu beherrschen sich vermaß, so daß Beziehung und Neigung an der gefährlich langen Zeitdauer zugrunde gehen mußte — das sind die Voraussetzungen, die Goethe in die große italienische Revolution seines gesamten Innern und Äußeren gestürzt haben.

Aber, ob groß oder klein, Krisen dieser Art sind typische Fälle. Wie sich an den Faust in Italien nur die Hexenküche mit ihrem Spott gegen den Norden und den Spuk einer „formlosen" Phantasie anhedern wollte, und wie allmählich für Goethe, den „der Weg zur Klarheit aufgeführt", Zaubereien und „Barbareien" wurden, was sich seinem neuen klassizistischen Formbegriff nicht ohne weiteres fügte, so wich für Burckhardt der Norden als Sammelbecken für alles, was er als Verworrenheit, Schwärmerei, Sehnsucht, Unfrieden und Qual empfand, zurück. Von dem Gedanken, eine Geschichte des Mittelalters zu schreiben, ist hinfort nicht mehr die Rede. Was davon blieb, war eine herrliche Vorlesung (die ich gehört habe), in der die Völkerwanderung lebte und lebte, Byzanz und Islam greifbare Gestalt gewannen, die aber im neunten Jahrhundert abbrach. Dafür brachte er aus Italien 1854 einen neuen „wissenschaftlichen Qualgeist" mit, die Idee eines Werkes, das die Über-

wundenheit des Mittelalters, den hellen Vernunfttag, die Wiederbelebung des Altertums, ein Zeitalter schuldern sollte, das als solches eine Burckhardtsche Entdeckung war. Die „Kultur der Renaissance in Italien", in Burckhardts Buch über Andreas von Krain noch ein Hintergrund „welscher" Ferne (1852), schob sich von Jahr zu Jahr gebieterisch vor und fand in dem Kunstkörper, den der Cicerone beschrieb und pries, ihre erste literarische Gestalt. Wie das neue Buch von Haus aus geplant war, weiß ich nicht zu sagen, jedenfalls viel umfassender als der vorliegende „Versuch". Burckhardt, der in den Züricher Jahren für diese Studien den Grund legte, war seit seiner Rückberufung an die Basler Universität und Schule überbelastet. Mitten hinein traf der Tod von Kugler und die dringende Bitte der Familie an Burckhardt, den wissenschaftlichen Nachlaß zu verwalten und Angefangenes fertig zu machen. Wahrhafte Konflikte für den Freund und Schüler, bis er die Entschließung fand. Wir hören zum ersten Male aus dem Briefwechsel mit Paul Heyse, wie Burckhardt sein Buch nur noch als Fragment betrachtet, daß es zu „ein paar Aufsatzen zusammenschrumpfe". Vielleicht wird einmal eine Untersuchung des Nachlasses aufklaren, wie sich die Ausführung zum ursprünglichen Wunsch und Plan verhält [1]). Auf der anderen Seite stand fordernd die Leidenschaft des Verfassers für das Auftauchen dieser neuen Welt, weiter die allgemeine politische Stimmung dieser Jahre, in denen, den großdeutschen, Italien feindlichen Gesinnungen entgegen, in Preußen und Norddeutschland wie in der übrigen Welt alle Sympathien sich dem Unabhangigkeitskampf Italiens zuwandten; in München dachten Heyse, Sybel, Bluntschli genau wie Burckhardt und sein italienischer Kollege zu Basel, der alte Carbonaro Picchioni. Zu dieser begeisterten Überschätzung Italiens, da sich in Burckhardt politische Anteilnahme mit der Dankbarkeit für persönlich erlebte Kultur- und Kunstwohltaten des Südens zusammenfanden, kam

[1]) Nach Trog, S. 103, las Burckhardt an der Universität im Wintersemester 1858/59 Kulturgeschichte Italiens vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert. Vgl. dazu unsere Bemerkung oben S. 53.

als letzter Antrieb die erneuerte Neigung für die Alten hinzu. Auch hier die Wiederholung Goetheseher Stimmungen: „Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert!“ Auch Burckhardt ließ sich von den römischen Elegikern aufs neue für das Künstlerische in der Kunst begeistern; der Immoralismus der Renaissance wirkte mit, ihn in der Geringwertung nordischer Gemütsmitschwingungen zu bestarken. „Diese Nation“ (die Deutschen), schrieb er, „nimmt in alle Ewigkeit Tendenz für Kunst.“ Man glaubt Goethe und Heinrich Meyer zu hören, als sie das Gewitter gegen die neudeutsche Kunst zusammenbrauten.

So formte sich gegen 1860 Burckhardts neues Glück. Es hatte die Goethesche Spatfarbe der Entsagung und des Glücksverzichtes. „Es hat mir seit 47 zu oft auf den Hut geschneit“, gestand er. An die Stelle der liebenswürdigen Illusionen der Goetheschen Pandorabuchse, an Stelle jugendlichen Überschwangs und freundwilliger Hingebung trat allmählich die gewollte Einsamkeit und Weltabkehr, die Beschäftigung mit Schopenhauer und Hartmann, das Studium der griechischen Kultur, das ihn im Pessimismus befestigte. Den Kopf aber ließ er nicht hangen. Es wurde der Zustand einer heiteren, kunstbelebten Geistigkeit. Die Sehnsucht seines Herzens kam zur Stille. Das romantische Herz schwieg.

3. Burckhardts Gedächtnisrede auf Schiller 1859

Hellsichtig für die Möglichkeiten, zu denen sich sein Leben gestalten würde (wofür das letzte der Dialektgedichte „Vorgesicht“ eine merkwürdige Probe ist), hat Burckhardt seiner Freundschaft mit Piechioni die Beobachtung abgewonnen: „Ein Germane, dessen Jugendtäuschungen zugrunde gegangen sind, wird leicht mürrisch und unleidlich; der Romane wird in solchem Falle erst recht liebenswürdig.“ Nimmt man das Wort liebenswürdig nicht nach dem Allerweltssprachgebrauch, sondern

nach seiner wahren Bedeutung, so mag es die Normaltemperatur bezeichnen, zu der der abgekühlte Burckhardt der reifen Zeit (dem es „auf den Hut geschneit hatte") gekommen war, seit Antike und Renaissance den großen Platz in seinem Leben und Denken besetzt haben. Dieses reifen Burckhardt Psychologie darzustellen, ist nicht die Absicht der gegenwärtigen Betrachtung. Soviel ist aber klar: zwischen dem Weltphanomen, das die Kultur der Renaissance schildert, und der Moral, die Burckhardt daraus etwa für sich oder andere gezogen hatte, muß streng geschieden werden. Der heitere Skeptizismus, zu dem er in den Hafen gelangt war, hat gelegentlich das Wort gepragt: irgendein Evangelium gibt es für mich uberhaupt nicht. Auch für die, welche die Botschaft der Renaissance für ein solches neues oder ewiges Evangelium halten, gilt diese Warnung. Burckhardt war weit entfernt, sich der Renaissance mit Haut und Haaren zu verschreiben. Der kunstlerische Gestalter (in diesem Falle der Geschichtschreiber) und der Mensch waren zweierlei. Die Grenze, die ihn von Nietzsche schied, wird an dieser Stelle überaus deutlich. Seit Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" gedruckt ist, gibt es kein Mißverstehen mehr in diesen Dingen. Das antike Gewalt- und Übermenschentum, die antike „Unbußfertigkeit" hat er nach streng unerbittlichen, ethischen Maßstaben gewertet und verurteilt und den Granitboden seiner eigenen Moral aufgedeckt, für die jede praktische Empfehlung der Schrankenlosigkeit und Frivolität antiker, romanischer, renaissancemäßiger Denk- und Formart ausgeschlossen war.

Hier ist der Punkt, in dem die Einheit des jungen und des späteren Burckhardt gewahrt ist. Hier ruht die Gewähr für Größe und Dauer seiner Persönlichkeit, hier ist das Überzeitliche und Unsterbliche seiner Erscheinung zu fassen. Sein Lebenswerk kann, so sehr sein literarisches Denkmal dem Burckhardt der Renaissance gilt, nur als Ganzes, als die polare Ausschwingung scheinbar gegensätzlicher Gemüts- und Geisteskräfte gewertet werden.

Aus dem Jahre 1859, da die Krise seines Lebenswerkes zur Losung kam, besitzen wir ein wundervolles Zeugnis der Freiheit seines Geistes in der Rede, die der

der Vaterstadt Wiedergewonnene im Auftrage der Universität zur Vorfeier von Schillers hundertstem Geburtstag, am Abend des 9. November, in Basel gehalten hat. Diese Rede wird im folgenden nach einer Abschrift des handschriftlichen Entwurfes, der von Burckhardt selber aufgezeichnet ist, mitgeteilt. Daß diese Handschrift streckenweise aphoristisch ist, mag heute manchem den Reiz erhohen [1]).

Für den Zusammenhang unserer Auffassung des Werdens von Burckhardts Persönlichkeit fügen wir erläuternd hinzu: Die Rede auf Schiller ist der denkmalmaßige Abschluß von Burckhardts erster Periode und als solcher von großer Bedeutung. Sie enthalt drei Kernstucke: eine Art Bekenntnis zum Deutschtum Schillers und zur Dichtung für das „Volk". Zweitens: gegenuber der Wertung der Formprobleme in der Kunst ein nachdrückliches Anerkennen der menschlich bedeutenden Gegen-

[1]) Ich verdanke die Handschrift dem verehrten verstorbenen Geheimen Kommerzienrat Wilhelm Spemann in Stuttgart, der sie als Verleger von Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" und der „Griechischen Kulturgeschichte" von deren Herausgeber, Herrn Professor Jakob Oeri, Burckhardts Neffen, überkommen hatte. Die Handschrift ist in dem neuerschienenen Band: Jakob Burckhardt, Vorträge 1844–87, Basel 1918, abermals gedruckt worden. Sie befindet sich jetzt im Nachlaß Jak. Burckhardts in Basel, und meine Vermutung im ersten Abdruck des gegenwärtigen Aufsatzes, sie sei von Spemann dem Marbacher Schillermuseum geschenkt worden, war ein Irrtum. Dies hat mir inzwischen ein Brief des Vorstandes des Marbacher Museums bestätigt. Die Abschrift, die mir Herr Spemann zur Veröffentlichung übergab, ist nicht von mir, wie der Herausgeber der Vorträge irrigerweise angibt, gemacht worden, diese Abschrift, die ich aus Spemanns Handen empfing, entstammt vielmehr der gleichen Quelle wie die genannten Burckhardt-Nachlaßwerke des Spemannschen Verlags. Indem mir Spemann die Erlaubnis zur Veroffentlichung gab, besaß er zweifellos die gleiche Autorisation dafür wie für die anderen, die von ihm gedruckten Nachlaßwerke. Hiernach erwarte ich, daß der Herr Herausgeber der Vortrage Burckhardts seine tadelnde Bemerkung über meine Veroffentlichung auf S. 439 von der nachsten Auflage an zurücknimmt. Einmal ist, mir scheint nach der nämlichen Vorlage, der Entwurf der Schillerrede bereits gedruckt worden, in der Sonntagsbeilage der „Basler Nachrichten" vom 7. Mai 1905, angeblich „nach zeitgenossischen Notizen". Es hat kein allgemeines Interesse, den Grund für diese irrige Angabe darzulegen. Die folgende Ausgabe hält sich strenger an die Fassung der Handschrift als der Abdruck der „Basler Nachrichten"; auch habe ich einige dort stichlig angedeutete Zitate aus Schiller festgestellt und ergänzt.

Digitized by Google

stande und Inhalte für die Kunst. Drittens eine Neigung — soll man sagen: Parteinahme? — für das rationalistische Element einer bewußten Kunst, zu deren näherem Verständnis eine Gesprächsäußerung Burckhardts herangezogen sei: „Als Künstler steht Schiller höher als Goethe. Auf einen so nebensächlichen Umstand die Krisis zu gründen, wie Goethe in seinem Tasso, hatte sich Schiller niemals erlaubt." Dies ist ein Stück vom Credo des späten Burckhardt. Schließlich: das Herausarbeiten des optimistischen Grundwesens Schillers

Zur Schillerfeier. Vorabend. Auf 8/9. Nov. 59

Ausdehnung seines Rufes und seiner Feier über die Erde bis zu den Antipoden. [Zu diesen Merkwortern gibt ein Beiblatt die wörtliche Ausführung [1]).]

Verehrte Mitbürger, Einwohner und Freunde!

Am Vorabend des Schillerfestes richtet die philosophische Fakultät unserer Universität durch mich ihren Gruß an Sie und heißt Sie hier festlich willkommen. Gehören doch die Abendstunden dieser Tage überall Seinem großen Angedenken, und wo irgend Deutsche beisammen sind, werden sie jetzt seinen Namen feiern, und ein Häuflein Schweizer wird sich beigesellen, zu Melbourne in Australien wie zu Valparaiso am stillen Ozean. Fleißig, was bei uns Abend ist, mag dort noch oder schon Morgen sein; auf den Schwingen der erdumwandelnden Abendstunde, nach dem wechselnden Meridian, zieht die Feier um die Welt

Denn sein Name ist unsterblich
Ob er diesen Ruhm ersehnt habe?
Die Strophe aus dem Siegesfest

[1]) Seit Burckhardt frei sprach, pflegte er wenigstens die Anfänge und Schlüsse seiner Vorträge schriftlich festzulegen (über deren Wichtigkeit vgl. auch Trog, S. 144). Für das Auswendigwissen des Übrigen hatte er sich, wie mich der verstorbene verehrte Heidelberger Kollege Kleba versicherte, ein technisches System in der Art eines Grundrißplanes von örtlicher Anschaulichkeit zurechtgemacht. Über Burckhardt als Redner habe ich meine Erlebnisse in der „Historischen Zeitschrift", Neue Folge, 49. Band, S. 446 ff. geschildert. Ferner Heinrich Gelzer, Ausgewählte kleine Schriften 1907, S. 295 ff.; Trog, S. 127 ff.

„Dem Erzeuger, jetzt [dem Großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen hohen Losen,
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch"].

Und dieser Ruhm, den er schon bei Lebzeiten genoß, wird ihm bleiben bis ans Ende der deutschen Nation, weil er nicht bloß auf ästhetischer Bewunderung beruht, sondern auf einem tiefen Einklang mit dem Seelenleben lange nicht bloß der deutschen, sondern aller Nationen.

Er ist darin einzig unter den neueren Dichtern, ohne daß er der „Größte" zu sein braucht.

Er würde mancher Überschwenglichkeiten lächeln, wenn er hören könnte, wie man ihn über Andere setzt, ihm und seiner hohen Art anzuschauen war es gewiß am allerklarsten, wie die großen Dichter aller Zeiten einander ergänzen, nicht weil Einer absolut großer ist als der Andere, sondern, weil jeder anders. Aber jene Eigenschaft gehört doch zu den segensvollsten. Es ist die angeborene und ausgebildete Begeisterung für das Gute und Rechte, beruhend auf einem völlig idealen Naturell; er will vor Allem dieser [Begeisterung] dienen.

Doch das große Bild der Welt, das er wie alle großen Dichter aus sich herauszufördern hat, enthält ja viele Einzelteile, wo diese Eigenschaft sich nicht zeigen kann. Z. B. Schilderung des äußeren Daseins, der Natur, Scherz und Genuß. Aber sie zeigt sich doch, aus dem untergeordneten Bilde errät man den reinen Blick, der es schaute, die feste Hand, die es zeichnete, mit anderen Worten: den Menschen Schiller immer heraus.

Und dann der negative Nachweis: es sind keine Gedichte aus seiner reifen Zeit da, welche jener früheren Begeisterung widersprächen.

Seine Jugend fällt in die sogenannte Sturm- und Drangperiode mit ihrem unbändigen Sichvordrängen der Empfindung, jene quale, die bei größter Heftigkeit doch sehr arm an Gestaltung sein kann und sich in Ermangelung wahren Ausdrucks

dem Ungeheuerlichen überließ. Und doch, schon in seinen frühesten lyrischen Gedichten und Dramen dringt jene wahre Begeisterung oft so siegreich durch.

Mitten aus wilden { unreifen / manierierten } Gesängen (Wellenschlagen zwischen Klopstock und Schubart) erhebt sich stellenweise strahlend die ideale Natur und findet den echtesten Liedesklang (Hektors Abschied)

„Darum fliehn, [wie ohne Widerstreben
Sklaven an den Sieger sich ergeben,
Meine Geister hin im Augenblicke,
Stürmend über meines Lebens Brücke,
Wenn ich dich erblicke"
Das Geheimnis der Reminiscenz An Laura]

Seine Jugendliebe schmiegt sich an die höchsten, obwohl wunderlich gährenden Gedanken von Gott und Unsterblichkeit.

„Weisheit [mit dem Sonnenblick,
Große Göttin, tritt zurück],
Weiche vor der Liebe!
Wer die stelle Sternenbahn
[Ging dir heldenkühn voran
Zu der Gottheit Sitze?
Lockte sie uns nicht hinein,
Möchten wir unsterblich sein?
Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister" Der Triumph der Liebe]

Er wird melancholisch, aber nie zerrissen-interessant, mißhandelt und höhnt den Leser nie.

Frühe Dramen: Räuber, Fiesko, Kabale — sie mußten sogen. Tendenzstücke sein, eben weil Schiller sein Ideal vom Guten und Rechten an die phantastisch gesteigerte Wirklichkeit hielt.

Läuterung der Erfindung und des Stils in den drei Stücken

Dann, seit 1785, folgt auch sein Stil seiner Gesinnung Das erste Drama des idealen Stils: Don Carlos. Mit voller, mächtiger Absicht schafft er den Posa „Seine Neigung war

die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." (Alles unhistorisch und a priori unmöglich und doch Posa in der Entwicklung der deutschen { Poesie / Gefühlswelt } unentbehrlich). Dieser Kosmopolit die nationalste Figur.

In der Lyrik: Das Lied von der Freude — { es ist ein / es hält die } Rausch / logische Prüfung nicht aus } — aber keine Literatur der Welt besitzt wohl etwas Ähnliches. Die Götter Griechenlands, die man ja nicht zu dogmatisch nehmen darf, auch nicht das

„Einen zu bereichern unter allen
Mußte diese Götterwelt vergehn!"

— vorher und nachher gibt es die deutlichsten Aussagen von Schillers Monotheismus. Dann: sein Programm über die Bestimmung der Poesie auf Erden: die Künstler, das höchste, welches je aufgestellt worden. Neben seinen philosophischen Schriften und Briefen über Don Carlos der höchste Beweis für seine Gewissenhaftigkeit im Fache.

Fortan ist er einzig unter allen lyrischen Dichtern, weil er mit starkem gelautertem Willen der Verewigung { des einzelnen Moments / der Situation } wesentlich entsagte. (Hierin groß: Properz, Ovid, Byron, V. Hugo, Goethe.)

Er verewigt das Ganze einer Empfindung in der edelsten und gewaltigsten Stilform, fortan sammelt er alle Strahlen des Gefühls vollständig, so daß er trotz des Allgemeingültigen so ergreift, wie nur das Momentane irgend kann.

Tausende haben schöne Liebeslieder gedichtet, nur Er die „Würde der Frauen", nur Er das Allgemeine der Sehnsucht:

„Ach, aus dieses Tales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden . . ."; [Sehnsucht]

nur Er das Allgemeine der heiteren gesellschaftlichen Stimmung:

Und so finden wir uns wieder
[In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
Frisch und grün geflochten sein . . .

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
Der den Herd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
Und das Herz bleibt unergotzt
Die Gunst des Augenblicks]

Nur Er die Erscheinung der Poesie im Leben: „Das Mädchen aus der Fremde“ und ihre Herrschaft „Macht des Gesanges“. Endlich hat nur Er sich zu jenen kurzen ergreifenden Programmen sammeln können: „Hoffnung“, „Worte des Glaubens“, „Worte des Wahns“.

Von dieser zentralen Eigenschaft aus wählt er auch seine Balladenstoffe und behandelt sie. Das Jahr 1797. Er nimmt nicht die erste beste Sage, die einen poetisch-fremden Schimmer hat und in Prosa schöner ist als in Versen, sondern lauter Gegenstände, wo ein großer, menschlich bedeutender Inhalt in der Erzählung schön aufging. „Kraniche des Ibykus“ — Rache der Götter für den Mörder des Dichters. „Bürgschaft“ — die siegreiche Macht der Treue. „Kampf mit dem Drachen“ — das gemeinsame Ideal von Heldenmut und Gehorsam. „Gang nach dem Eisenhammer“ — göttlicher Schutz über die Unschuld. Endlich hat er geistige Bilder des ganzen Lebens und seiner höchsten Ursachen und Zusammenhänge in großen künstlerischen Formen entworfen: Die Glocke — worin sich das Bürgertum erkennt. Der Spaziergang — (kunstreiche Verflechtung von Landschaft und Menschenleben). Das eleusische Fest — der Ursprung der Gesellschaft und Sitte unter dem Segen der Götter.

Derselbe ideale Geist offenbart sich merkwürdig in den Dramen der reifsten Zeit: Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wallenstein, Tell.

Unser Maßstab stammt heute wesentlich von Shakespeare her. Dieser schildert die leichte Oberfläche, die leidenschaftliche Mitte und die Abgrundtiefe des menschlichen Wesens; er erkennt die Welt als eine gemischte zwischen Wahrheit und Lüge, Gutes und Böses ist bei ihm nur bedingt vorhanden; über beiden stehen die geheimsten geistigen Lineamente, der besondere innere Kern jedes Karakters. Seine Personen handeln mit solcher Notwendigkeit nach ihrem Wesen, daß man die Menschen selber zu sehen glaubt. Da entsteht endlich auch der wunderbar gemischte,

sich selber rätselhafte und dem Zuschauer durchsichtige Karakter: Hamlet.

Bei Schiller sind gerade in der reiferen Zeit alle Karaktere ursprünglich gut. Sie haben nicht ein angeborenes fatalistisches Recht, nach ihrem Wesen zu handeln wie bei Shakespeare. Auch bei den Widersachern der idealen Karaktere erklärt Schiller, warum sie so geworden (die Teufel a priori, Franz Moor, Sekretar Wurm etc. kommen nur in seinen Jugendwerken vor). Elisabeth kann noch immer neben Maria Stuart bestehen. Ottavio Piccolomini neben seinem Sohn und neben Wallenstein Oberst Buttler. Selbst auf Geßler ruht noch ein letzter Abglanz dieser Art; sonst dürfte Harras ihm nicht Vorstellungen machen.

Woher das? Gewiß nicht aus Armut der Phantasie, auch nicht aus weichlichem Widerwillen gegen das Zeichnen von Schurken und Verbrechern, sondern Schiller hielt die menschliche Natur für gut.

Alles Tun und Denken der Wichtigsten und Größten in dieser Humanitätsperiode ging von dieser Voraussetzung aus, und die französische Revolution begann ausdrücklich damit. Sie konnten Großes, weil sie Großes hofften.

Daher diese Dramen allerdings nicht das Vollkommenste in ihrer Gattung, aber die Menschheit wird um so lieber ewig ihr Bild darin erkennen, weil die Karaktere *normal* (nicht wie Byrons unverstandene höllentiefe Weltverächter und die unwahren Figuren Viktor Hugos) sind. Und die eigentlich idealen sind dann mit einer solchen Glut der Begeisterung geschildert, daß sie auf immer das geheiligte Eigentum des deutschen Geistes bilden müssen: die vom Unglück verklärte Königin Maria, das herbe wunderbare Mädchen von Orleans. Das Höchste wohl: Max Piccolomini. „Sein Leben liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet!“ Ein solches Bild als Ideal ganzer jugendlicher Generationen ist ein wertvoller Besitz für das ganze Volk.

Dramatisch das Meisterhafteste: Wilhelm Tell. Mit höchster künstlerischer Sicherheit verteilt der Dichter seine gleichmäßig fortschreitende Handlung in drei Zweige, die sich verschlingen: Tell, die Verbündeten, Rudenz und Bertha. Ein ganzes Volk, in reicher Abstufung von Karakteren, schreitet unwiderstehlich sicher dem Abschluß seiner Befreiung zu; der Eindruck der einer majestätischen Notwendigkeit, eines eviden-

ten Rechtes. Und dieses Drama zugleich das höchste Geschenk Deutschlands an die Schweiz. Günstige Vorurteile und Gefühle seitdem in regerem Austausch. Wer will die seitherigen Verzweigungen der Sympathie berechnen? Überhaupt wer kann den Segen ernsten künstlerischen Wollens eines großen Dichters berechnen, der seiner Nation das Beste gönnt? Er ahnte, wieviel in seinen Händen lag, nicht umsonst redet er die Dichter an:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

89097248702

B89097248702A

G.E.STECHERT&CO.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

b89097248702
b89097248702a